

De

Du schöner Lärm des Lebens

Eine Auswahl aus  
den Werken von  
Leo Sternberg

B. Behr's Verlag [Friedrich Feddersen] Berlin

UC-NRLF



\$B 499 122



THE LIBRARY  
OF  
THE UNIVERSITY  
OF CALIFORNIA

FROM THE LIBRARY OF  
PROFESSOR  
MANFRED F. BUKOFZER  
1910-1955

# Du schöner Lärm des Lebens

Eine Auswahl aus den  
Werken von

Leo Sternberg



---

B. Behrs Verlag / Friedrich Feddersen  
Berlin und Leipzig

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1916 by B. Behr's Verlag  
(Friedrich Feddersen), Berlin u. Leipzig

## Zur Einführung

Es ist ein immer wiederkehrendes Bild in der Geschichte jeder Kunst, daß sich Gleichstrebende zusammenfinden, entweder gruppiert um eine geistig oder künstlerisch überragende Persönlichkeit, oder auch führerlos. Ihr Zusammenschluß macht sie stark. Außerhalb dieser Gemeinschaften stehen aber Einzelpersönlichkeiten, deren Ungefelligkeit und Einsamkeit sie den zeugenden Naturkräften näherückt.

Zu ihnen gehört Leo Sternberg.

Die große Menge kennt ihn — wie fast alle wirklichen Dichter — mehr aus Schriften über ihn als von ihm. Die Eingeweihten aber wissen nicht nur um seinen hohen dichterischen Rang, sondern haben auch längst seine Bedeutung als Anreger erfahren. Denn allein steht er nur in seiner zentralen Wesenheit, nicht aber was die Wirkung seiner umfassenden Kunst betrifft, die uns überall in unserem Tiefsten ergreift.

Das vorliegende Buch enthält eine Auswahl aus sämtlichen Schriften Leo Sternbergs in Poesie und Prosa, die sich über die ganze Dauer seiner Schaffenszeit erstreckt und ein Bild von der Eigenart seiner künstlerischen Persönlichkeit bieten soll.

Leo Sternberg ist ein Nassauer Kind, am 7. Oktober 1876 zu Limburg an der Lahn geboren. Seine Schulbildung empfing er an den Gymnasien zu Limburg und Wiesbaden. Rechts- und kunstwissenschaftliche Studien führten ihn auf

die Universitäten zu München, Marburg und Berlin. Reiche Eindrücke empfing er auf einem Studienaufenthalt in England, dann aber lehrte er in die Heimat zurück und schlug hier tiefe Wurzeln. Lange Zeit verbrachte er in der schönheitsreichen Abgeschiedenheit des Westerwaldes. Vor drei Jahren vertauschte er die Amtsrichtertätigkeit in Wallmerod mit der in Rüdesheim, im sonnigen Rheingau.

Nach einem heute vergrienen Jugendwerke, das bis in die Schuljahre zurückreichte, veröffentlichte er im Jahre 1904 den starken, von Heinrich Hart als eine der wertvollsten Gaben des Jahres begrühten Gedichtband „Rüsten“, dem 1907 die „Fahnen“ und 1908 die „Neuen Gedichte“ folgten.

Seitdem ist sein Schaffen ein beständiger Drang nach Selbstvollendung. In allen Gedichtbüchern war auch Sternbergs Balladentkunst schon zu Wort gekommen. Sein eigentliches Balladenbuch „Der Heldenring“ erschien 1916 zugleich mit dem neuen Lyrikband „Im Weitgefäng“.

Es reiht sich Sternbergs Kriegsichtung an. In fünf vlieverbreiteten Flugblättern erschien sie zuerst: „Mit bekränzten Kanonen“ — „Von dem Volke der Wanen“ — „Das eiserne Zeitalter“ — „Waltüren über dem Land“ — „Christus in der Schiacht“. Eine Auswahl davon brachte das Heft „Zum Heerlager wurde die Welt“. Nunmehr liegen sie mit neuen Zeitgedichten vereinigt in der stattlichen Buchausgabe „Gott hämmert ein Volk“ gesammelt vor.

Ein Skizzenband „Bündnisse“ stammt aus früherer Zeit. Ein neues Novellenbuch „Der Venusberg, Rheinische Geschichten“ — zeigt, zu welcher hohen Reife Sternbergs Erzählungskunst sich entwickelt hat.

Der Umriß von Sternbergs literarischem Schaffen wäre unvollständig, blieben die Werke unerwähnt, in denen sich der Dichter mit dem Kunst- und Kulturhistoriker paart. Da steht an der Spitze die einzigartige Monographie „Limburg als Kunststätte“, die sich wie eine kulturhistorische Novelle liest; ein Werk, in dessen Lob sich alle Stimmen einig sind. Wertvolle Beiträge, wie „Die geistige Kultur des Westerwaldes“ und „Schloß Friedewald“ hat er nebst Balladen zu dem Prachtwerk „Der Westerwald“ beigeuert,

dem unter seiner Herausgeberschaft ein starker Erfolg zuteil wurde. Endlich sei noch genannt die feine Schrift „Die Nassauische Literatur“, die den gegenwärtigen Stand der nassauischen Literatur auf der Grundlage des älteren Schrifttums zur Darstellung bringt, mit der Sternberg zugleich aber auch eine wertvolle Vorarbeit für die immer mehr in den Vordergrund tretende Literaturforschung nach Stämmen und Landschaften geleistet hat. Alle diese Heimatbücher verraten die Hand eines echten Dichters, der hier grundlegende Pionierarbeit geleistet und bisher unbekannte Schätze gehoben hat.

Leo Sternbergs dichterisches Schaffen setzte in einem glücklichen Zeitpunkt ein. Die Zeit vor ihm war erfüllt gewesen von Versuchen, der „neuen Zeit“ künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Vom Naturalismus führte der Weg über den Symbolismus, über den Psychologismus der Melancolie und die Heimatkunst ins neue Jahrhundert hinüber, mit dem zugleich eine neue Generation hervortrat, der es vorbehalten blieb, dem, was die vorhergehende ersehnt, wesentlich näher zu gelangen.

Zu dieser Generation gehört Leo Sternberg, was man zum tieferen Verständnis seiner Kunst beachten muß.

Es ist ganz klar, daß die vorhergegangenen Richtungen, die in die Jünglingsjahre Sternbergs fielen, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sind. In seiner Lyrik — freilich auch da, wo sie im guten Sinne impressionistisch ist — hat tiefe Ausbreitung des Seelenlebens stets die Stelle bisheriger Sezierkunst behauptet. Von einer gewissen Überladenheit der „Rüsten“ und „Fahnen“, die auf Phantasieeichtum beruht, wendet sich der Dichter bald zur Vereinfachung, von Willkürlichkeit zur inneren Gesetzmäßigkeit. Psychologismus und Symbolismus sind fernerhin nur noch insoweit verwendet, wie der selbstsichere Meister Erfahrungen und Gewinne früherer Könner verwertet: aufgedöst und gänzlich in eigenem Schaffen neu gebildet.

Schon der kurze, noch lange nicht vollständige Umriß von Sternbergs literarischem Schaffen läßt erkennen, daß wir in keine enge Welt bei ihm eintreten. Sein innerstes

Wesen ist univertell, seine Seele differenziert in der Vielseitigkeit ihrer Interessen. „In unendlicher Verkettung liegt des Lebens ganzer Sinn.“ Mit Recht zählt ihn daher die Biesesche Literaturgeschichte dem Dichtergeschichte zu, das sich bemüht, „sich wahrhaft menschlich in umfassender Weise zu bilden, d. h. das ganze Wesen, den ganzen Baum zu tränken, nicht nur die Blüte, wie das so lange Mode war“. Mit keinem Artisten haben wir es zu tun, sondern mit einem neuen Typus des Dichters, der auf der breiten Grundlage eines umfassenden Wissens und reicher Bildung schafft, einem Forscher und Kämpfer, der „gestützt durch der Vorfahren Geschlechter, durch Heimat und Erziehung, Bodständigkeit und Beruf“ sein Künftlerum nur als einen besonderen Teil seines Menschentums begreift: „Denn nichts ist dein Wert — als du.“ Immer steht ein ganzer Mensch von solcher Spannweite hinter dem Künstler, daß wir über eine solche Vereinigung von höchster Kultur und urwüchsiger Natur erstauern. Sternberg ist Künstler gegen seinen Willen und mit wachsendem Menschentum auch künstlerisch in beständiger Entwicklung. Was er schreibt, ist mit Blut geschrieben und so voll Bekennertreue, daß seine Gedichte dastehen, wie Krieger, die voll Narben sind. Ohne an der Außenseite und zeitlichen Einkleidung der Dinge haften zu bleiben, deckt er überall die große Linie auf, den ewigen Gehalt und schält die lechte Formel aus der Fülle der Erscheinungen. Nur die schöpferische Aufgabe interessiert ihn, und das stellt seine Kunst über die Zeit. Daher hat auch kaum ein anderer Dichter seiner Kriegsdichtung so viel zeitlosen Gehalt zu verleihen vermocht wie er. Man hat den großlinigen Stil, den seine Gedankenwelt sich geschaffen hat, biblisch genannt und trifft damit auch den Charakter seiner wichtigen Sprache und die Gewalt seines Rhythmus, der niemals äußerlich ist, sondern die innere Dynamik seiner Schöpfungen bildet.

Einzig in ihrer Art ist Sternbergs Balladentkunst. Er knüpft wieder an die alten, guten Balladen an. Seine starke Persönlichkeit und eine farbenfreudige Phantasie befähigen ihn, das Elementare in seiner dramatischen Größe zu erfassen. Er verschmäht zwar auch den psychologischen Aus-



bau der Ballade nicht ganz und vermag sogar lyrische Ruhepunkte zum Vorteil der inneren Bewegtheit des Geschehens mit der Balladenform zu vereinen. So ist seine Sammlung „Der Heldening“ seit langem wieder ein Balladenbuch echter Art. Selbst wo es auf schottischem Schauplatz spielt, ist der Dichter, im Gegensatz zu Herder und Fontane, ganz Erfinder. Seine Balladenhelden sind Teile seines Ichs und Träger seiner eigenen Kämpfe, wie der Dramatiker sein Selbst projiziert in die Gesamtheit der handelnden Personen. Mit der Schärfe und Plastik Klingerscher Radierungen zieht das Heer seiner Gestaltenwelt, immer beleuchtet von dem Licht seiner Persönlichkeit, an uns vorüber.

Der Gang der Balladentkunst Sternbergs läuft auch mit seiner Kriegsdichtung gradlinig weiter. Im Wesen seines Künstlertums liegt es, daß er für die künstlerische Gestaltung des Krieges prädisponiert war. Deshalb bemächtigt sich seine Kriegsdichtung des ungeheuren Geschehens auch nicht etwa von außen, sondern sie wurzelt im Seelischen, in einer heldischen Natur, die, nach Emerson, jedem echten Dichter eigen ist. Die Zeit wetterleuchtet nicht weniger durch seine sonstige Dichtung.

Seiner Lyrik hat Sternberg eine treffliche Deutung gegeben mit dem Titel seines neuesten Gedichtbuches. „Im Weltgesang“ nennt er es. Im Weltgesang klingt sein Dichten und Singen mit. Die Ruhe und Gebundenheit der Form früherer Jahre weichen einem Rhythmus edler Beschwingtheit: über die Grenzen des Ichs ist seine Dichtung hinausgewachsen, ist verschwistert dem kosmischen Sein und sieht in ihrem Gottsucherdrang das Ewige in jedem Abbild. Leben ist ihm Religion.

Auch sein Verhältnis zur Natur ist eine Art Frömmigkeit. In franziskanischem Bruderempfinden, das bis zu vegetativer Einfühlung durchdringt, verleiht er der ganzen Schöpfung erlösende Sprache. Man könnte Landschaften, Jahreszeiten, Pflanzen- und Tierwelt nach seinen Dichtungen studieren, über so ausgebreiteten Naturkenntnissen und Beobachtungen schwebt der dichterische Gedanke. Dabei sucht er sich jedoch von äußerer Naturbeschreibung fernzuhalten

gemäß dem Geseze, daß Kunst nicht ein Abbild, sondern ein Traumbild des Lebens ist, und stilisiert in einer visionären Art. Man denkt an Smailandschaft, eine Landschaft, aus der die Großen und Heiligen, Führer und Gesezgeber hervorgehen.

Und tatsächlich steht in Sternberg ein starker Ethiker,

„der von Liebe tief durchgütigt,  
allen wirkend sich gebdet“.

Es ist mehr als eine Episode, daß er seinen Weg als eifriger Verfechter Tolstoischer Ideen begann. In hohem Erbsberdrang empfindet er seine Kunst als ein heiliges Amt, aber auch als das freudige Martyrium desjenigen, der um der Menschheit Glück zu dringen, selbst auf Glück verzichten muß, wie seine, alle Heiligenbilder schmückende „Weibe“, der Blütenzweige beraubt, noch jubelt: „Ich habe die Erde schön gemacht!“ So blickt hinter dem herden Ernst seiner Kunst zulezt eine optimistische Lebensauffassung hervor, die den Tod nicht glaubt und in der Skizze „Die Römerin“ ein Knochengertippe das Lebenslied singen läßt. Er hat sich selbst gezeichnet in dem irrenden „Ritter“, der nichts weiter, als einen abendlich durchsonnten Wald als den höchsten Gewinn seiner Abenteuerfahrt empfindet.

„Wer hat auf seinen Bügen  
Sich mehr, als dies ertämpft:  
Goldduft und blaue Berge,  
Durch einen Wald gedämpft!“

So klingen die verschiedensten Töne in Leo Sternbergs Poesie zusammen zu einer großen Harmonie. Der Gedanke, den er so oft in seinen Gedichten aufzeigt, daß das Kleinste Abbild des Ganzen sei, wird verwirklicht in seiner Kunst: sie ist ein intuitiv geschautes Weltbild, ein Spiegel der Zeitseele, gesehen mit den Augen einer vornehmen Künstlernatur, die Höhen und Tiefen kennt und die alte Weltweisheit begriffen hat, daß es das ganze Leben gilt, sollen Ewigkeitswerte geschaffen werden:

Wie kann ich zum reinen Juwele  
Mir prägen die Feuer der Seele?

Ihr Blüten, kunstvollkommen,  
Wie habt ihr's unternommen?

„Wir haben das ganze Leben  
Daran gegeben!“

Frankfurt a. Main

Hanns Heinrich Bormann.

---

## Profastücke.

Müller Heibel

Es ist nicht germanische Wanderlust, wenn ein Westerwälder sein Heimatdorf verläßt. Jaigende Schneestürme tragen die Schuld, wenn auf den kahlen Binsenheiden Abteien verödet sind. Um die eisstarrenden Rittel aufzutauen in der Sonne des Tals, haben die Einsiedlerbauern in dem Winternebel des Wacholderhochlands die bemoosten Strohhütten den Regenwinden überlassen und ihr Kinderwägelchen an die Sonne gerettet. Mensch und Mensch ringen hier nicht; nur den Elementen weichen sie.

Es war auch kein Lebender, der in dem Dorfe Steinborn ein ganzes Geschlecht vertrieben. Ein Toter tat, was der Lebende nicht zu vollbringen vermochte, obwohl er Ehre und Glück des Hauses, Vieh und Felder vernichtete. Aber nachdem er gestorben war, wich der fletschende Mohr mit den rollenden Augen nicht mehr von ihren Fenstern. Erst kam er nur nachts: Wenn beim Auskleiden ihr Blick in den kleinen, halbblinden Spiegel fiel, so sah er über ihre Schulter mit hinein. Wenn der Laden auf- und zuschlug

im nächtlichen Gewittersturm, so stand er hinter dem geschlossenen Flügel. Aber dann erschien er auch am Tage: Wenn sie Reifig sammelten im Wald, schlich er hinter den Stämmen. Wenn das hohe Korn wogte, tauchte er dahinter auf und duckte sich wieder. Erst mieden sie Keller und Speicher; bald gingen sie nicht mehr in den Stall; und schließlich standen sie vor der Hausthüre und wagten nicht mehr einzutreten. Mit leeren Händen rannten sie ins Weite, das Gesicht verbergend vor dem Verfolger, der im wehenden Flammenmantel ihnen nachflog.

Wenig kennt das Volk sonst die Scheu vor dem Tode. Schon mancher, der zum Trauerbesuche in das Sterbehaus kam, hat der Witwe lange harmlos auf der Banktruhe gegenüber gesessen, um auf seinen Wunsch, den Verstorbenen noch einmal zu sehen, schließlich die Antwort zu erhalten, er möge nur den Deckel der Truhe aufheben, die ihm zum Sitze gedient. — Auch fällt ihnen nichts darüber ein, Bett an Bett mit dem Toten zu schlafen, wie sie es mit dem Lebenden getan.

Aber als sie von dem Tode des Müllers Heibel in Steinborn vernahmen, da hat der Tote es zustande gebracht, daß sie seinetwegen das Badhaus schlossen, in dem er gestorben war, und den Kuchen nicht aßen, der schon für die Kirchweih gebacken war, und schließlich verlangten, daß das ganze Badhaus in Brand gesteckt werde. Freilich

fehlten nicht die Helben, die lachten, Zwetschentuchen müsse sein und es dürften noch vier Leichen im Badhaus liegen und da schmecke ihnen der Zwetschentuchen immer noch.

Es war nämlich ein so reiches Erntejahr, daß man in Kuchen schwelgen konnte. Geschlossen wie graue Bastionen standen die Kartoffelsäcke bis unter den blauen Himmel die Felberterrassen hinauf, daß die großen, pelzigen Bärenraupen auf den Straßen verzweifelt herüber und hinüber eilten; und die unzufriedenen Bauern über nichts anderes klagen konnten, als daß sie nicht einmal kleine Kartoffeln zum Schweinesfüttern hätten. Wie Trauerweiden waren die Birnbäume gebogen, und die schräggewehnten Apfelbäume mit ihren rotbäckigen Kugeln waren wie hochgetürmte Fruchtkörbe. Raam nagten die Hasen noch an, was auf die Stoppeln fiel, in die goldgelben Wucherblumen.

Aber nicht etwa deshalb wollten sie das Badhaus schließen, weil sie vor der asketischen Majestät des Todes zu schwelgen sich schämten; auch nicht deshalb, weil der Müller Hungers gestorben war, obwohl der alte Birnbaum vor dem Fenster fast die Scheiben eingedrückt und ihm die Birnen in den Mund gehalten hätte. Sondern es war das Grauen vor dem fletschenden Mohr, der die weißen Augen rollend da oben im Badhause lag, die angeketteten Hände ballend über ihren Kirchweihfreuden, über ihrem Badstuben- geschnad — von keinem geahnt!

Gewalten schlafen in allen Dingen; im einen entfesselt sie das Leben, im andern entfesselt sie der Tod.

Wem glänzen die mattäugigen Milchopale in den Eisbergen der Polarnacht? Wie sollte im Bauerndorfe einer sein, der das Sinnbild sähe in dem unscheinbaren Dasein eines Mahlmüllers!

Es wunderte keinen, daß das Mühlrad immer schläfriger ging und eines Tages gänzlich stille stand. Längst hatte Heibel gesehen, wie das schwarze Waldungeheuer geduckt hinter dem Horizont hervorschaute und seine Arme breit ausspannt um die Kornfelder legte: „Mein wird alles.“ „Alles verkauft, alles verkauft!“ schallte ihm entgegen von jeder Scheunentenne, und es war ihm, als sausten alle Dreschflegel höhrend auf seinen Rücken herab. Manches säckebeladene Ruhfuhrwerk begleitete er, die Hand am Leiterbaum, bergauf bergab bis an den Rhein hinunter, in beständiger Unterhandlung mit dem unerweichlichen Kornbauern. Aber da wartete schon der Schleppzug im Strom, und auf schwankendem Brett trugen die Lastträger Sad nach Sad hinunter in den Bauch der aufgedeckten Rähne.

Da stand er denn und sah die schwarzrauchenden Schleppdampfer langsam wie Leichenzüge stromaufwärts ziehen, mit der goldenen Ernte des Landes, die sie den großen Getreidespeichern der schornsteinstarrenden Riesenstadt zuführten, in weiter Ferne. Wie in einem Fabel-

wald regte sich dort in der Eisenwildnis der Maschinen, die das Getreide mit ihren Tierrüßeln aus den Schiffen hinauffaugten und es von Eisenhand zu Eisenhand, ohne daß ein Mensch sich in die gespensterhafte Arbeit der tätigen Gewalten einmischte, weiterreichten, bis das weiße Mehl sich leise in die Säcke des Bäckers gefüllt.

Was sollte das Mühlrad noch laufen? Damit er den Schlaf wieder finde? Denn seit es nicht mehr Tag und Nacht seine ewige Melodie rauschte, wachten die Kinder nachts von der Totenstille auf, und Müller und Müllerin wälzten sich schlaflos auf dem Lager. Einmal war er aufgestanden und hatte die Schulter an das Rad gelegt, um es in Gang zu setzen; stundenlang ging er es drehend und drehend auf derselben Stelle, bis der Morgen dämmerte und er sah, daß auch der Mühlbach am Versiegen war! Die scheltende Frau und die schreienden Kinder hatte er in Schlummer gelullt. Da legte er eine Kette an das Rad, hängte ein Schloß davor und schlich sich davon, aus dem schlafenden Haus.

Wettern und Fluchen würde das Erwachen sein, wie es immer gewesen. Aber er brauchte nun nicht mehr ins Mühlenhaus zu flüchten, daß Rammradgepolter, Gerüttel und Schaufelgeplätscher ihm die Ohren verstopften gegen die bösen Worte der Frau, die sich in dem Lärm und Gestampfe vergebens heiser schrie.

Er erinnerte sich eines Bruders, für den er



in besseren Tagen gutgesprochen und tief in den Beutel gegriffen. Im Nistertale betrieb er ein bescheidenes Sägewerk. Dahin richtete er seinen Weg.

Blaugetaut grauten die Schlehenhecken. Die Scheibe der Sonnenblumen drehte sich langsam dem Osten zu. Pfirsichrot färbte sich am fernen Rand. Er trat in menschenleere Wälder; trat aus dem Wald auf menschenleere Äcker und Wiesen. Nur eine Rebhuhntruppe ging manchmal girtend vor ihm auf; er war jetzt wie das Wild in den Furchen. Brombeeren der Heide und Falläpfel der Stoppelfelder waren seine Reisetkost.

Ein Gläubiger ist nirgends willkommen. Aber er fuhr nun auf weichen Waldwegen, in denen die Klauen der Schafherden eingedrückt waren, auf die wurzelscheiben- und weidenröschenbestandenen Baumschläge, schleifte gesteigerte Eichenstämme in die Säge, schlug die Balken kantig und setzte die geschnittenen Bretter in der Form der riesigen Baumrumpfe auf den rindenbeschälten Zimmerplatz. Gegen Obdach und Brot! Bis ihn eines Tages der Wunsch überkam, Frau und Kindern wieder einmal eine Barschaft unter den Christbaum zu legen. Da sagte ihm der Holzhändler, daß er Mäuler genug zu stopfen hätte.

„Adieu!“ . . . Da stand er denn in wegloser Schneenacht. Daß derjenige ihn vertrieb, der eigentlich bei ihm im Brote stand, und daß er hätte gebieten können, wo er gebeten hatte, der

Gedanke kam ihm nicht. Er spie nur aus vor dem Wort eines Bruders; und als wenn Weib und Kind durch das Wort bedroht wären, zog ihn ein hegendes Mitleid nach seiner Mühle zurück. Es war eine beschwerliche Wanderung auf Straßen, die der Wind hier blank gefegt, dort unter Schneedünen verschüttet, in denen er bis zur Hüfte einbrach. Er mußte über Heiden, wo Krähenfüße und von Füchsen abgenagte Gerippe die einzige Spur des Lebens waren; und je näher er mit raubreifbeslagenem Halstuch und vereisten Tränen der Heimatgegend kam, um so weniger verstand er, wie er die Frau mit leeren Taschen davon überzeugen wollen, daß er für sie und sein Haus den Holzknecht gespielt. Vom Geschirrschuppen aus wollte er sich im Mondschein heranschleichen und ins Fenster sehen. Aber auf den Wiesen stand das Schaleis unter dem Schnee und von welcher Seite er sich auch anzupürschen versuchte, immer wieder brach der tastende Fuß polternd ein, daß er nicht vor noch zurück konnte ohne Klirren und Krachen. Da sprang er endlich mit großen Sägen durch den Schaleisgrund, der ihn von der Mühle trennte, naßgejagt von dem Donnergepolter, das er verursachte. . . . Wer rührte sich da, in Säck eingewickelt, in dem Schuppen?

„Wer ich sein? Ich sein der jezige Miller!“ gab ihm der alte Fechtbruder zur Antwort.

„Worin ich nit drin in der Mill schloose? . . . Die Ratte wolle doch aach e Plätzche hon.“

Ins Dorf hinein gezogen! Die Mühle verlassen! Die Frau ging auf den Hausierhandel und die Söhne auf die Schicht . . . Nur die leeren Mehlsäcke hätten sie mitgenommen, um sie mit Marken zu füllen — erzählte der Vagabund — denn ihr Geld hätte der Müller all klein gemahlen.

Tot für sie! Kein „Schreiwes“ des Bürgermeisters mehr war gekommen. Hart und kurz hatten sie das Band gelöst — mit ihm und der Mühle. Zu den Ratten und Landstreichern hinab! — so fühlte er die Fußtritte. Zu den Ratten und Landstreichern hinunter! Von dem Dachrande fielen die Eiszapfen im Mond und zersprigten wie Tränen . . .

Für wen sollte er nun noch arbeiten! Brauchte er jetzt mehr, als dieser alte Narr, der sich für seinen Nachfolger ausgab!

Er folgte seinem Beispiel. Im Sommer schlief er auf schrägen Feldern, wo die Baumgrille vom nahen Waldstück singt, in den Kornhaufen; im Winter unter dem Bretterzelt der Steinbrüche, in dem sich die Ripper vor Wind und Regen schützen, oder im Stroh einer Bauernscheune. Aber die Einsamkeit jagte ihn schließlich in die Städte. Heute war er Fuhrmann; morgen Speislanger in den Neubauten; übermorgen Sackschlepper am Hafenkai. Zuletzt war er Plakatsteher für ein Tingtangel. Da konnte er das alte Herrrentum nicht länger niederkämpfen, legte die große Programmtafel plötzlich mitten

auf die Straße und ging davon — seitdem in dem Rufe eines unverträglichen, hartköpfigen Gesellen, der sogar das Schnapsglas zurückwies, das ihm ein Arbeitskollege hinhielt. Er verlam nicht, erhob sich aber auch nicht mehr. Das Menschengewühl, in das er geflohen war, peinigte ihn allmählich. Das Straßenpflaster, aus dem blauen Basalt seiner westerwälder Säulenbrüche gefügt, brannte ihm unter den Sohlen. Sehulich zog es ihn zu dem rheinischen Kloster, in dem seine Schwester sich befand als eine der armen Dienstmägde Christi.

Es war neblig und naß, sein Hut durchweicht, seine Kleider dunsteten und in die zerrissenen Schuhe quetschte sich die glitschige Erde. Aber er wanderte und wanderte in der tiefen Streu des Herbstlaubes dahin und hörte immer nur das Glöckchen in jenem stillen Seitental und die sanft auf ihn einredende Stimme einer gütigen Nonne.

Zaghaft behielt er die Türklinke in der Hand und fragte, ob er hereinkommen dürfe.

Warum denn nicht!

Er fühlte, daß er kaum stehen konnte und fragte, ob er etwas zu essen erbitten dürfe.

Warum denn nicht!

Sein kurzes Haar war grau geworden, wie es früher vom Mehlstaube gewesen war. Oft mußte er den gefüllten Löffel wieder in den Teller sinken lassen, so plagten ihn Armreißer und Husten. Die Schwester meinte, daß er es wohl von dem

vielen Mehlstaube, den er geschluckt, noch auf der Brust habe, und an seiner Sicht die kalte Mühle schuld sei.

„Du hast es gut“ wiederholte er nur immer.

Sie mochte daran denken, daß er sie einst zum Eintritt in das Kloster ausgestattet und fragte, ob sie irgend etwas für ihn tun könne.

Lange schaute er sie mit seinen erloschenen Augen an; lange, als wolle er, ehe der Wunsch ausgesprochen, in dem Angesichte lesen, wie das Wort sich darin malen werde, und den Blick auf die strenge Nonnenhaube geheftet, sagte er: sie solle ihm helfen daß er wieder mit der Frau übereinstimme. Da stieg Röthe in die Wangen der Schwester und sie erhob sich und sagte in feierlichem Schmerz: sie hätte ihn lieber tot gesehen, als verheiratet mit einer Irrgläubigen; jetzt erführe er die Strafe des Herrn.

Seine Schultern sanken. Steif und schwer fielen die Hände auf seinen Schoß. So saß er stundenlang mit verglasten Augen und die Schwester, die ratlos ihre Nachbarin hinzugerufen hatte, vermochte ihn nicht aus der Starre zu rütteln.

Endlich sah er sie wie aus dem Schlafe erwachend an und sagte mit warnendem Finger: „Du tust ihr nichts, sag ich dir! Du tust ihr nichts!“

Sie halfen ihm am Arme aufzustehen und rieten ihm heimzulehren.

In der Türe wandte er sich noch einmal zurück und erhob den Finger.

„Nein, nein, ich tue ihr nichts“ sagte die Schwester wie man zu einem Irren redet.

Weit kam er nicht. Wie ein Seestern liegt ein Wald über den Rücken der Felder, und wo der eine Zaden sich am längsten ins Thal hinabstreckt, vergrub er sich in die strengduftende Blätterstreu, die der Wind hinter den von den Ädern zusammengetragenen Quarzkiefern hoch aufgehäuft hatte, und schlief ein. Zwei Tage lang lag er in totenähnlichem Schlaf, aus dem er auf seltsame Weise erwachte. Rehe fraßen ihn aus dem Laubhügel heraus, den die liegende Gestalt aufwölkte, und er lag geduldig und merkte, wie sie ihm aus den Händen fraßen und über der Brust, während der Blick dunkle Wunderländer wahrte, die hoch am Himmel in langen Inseln sich hindehnten — die Waldklämme auf dem fallenden Morgennebel. Er ruhte in einem herrlichen Grab; mit offenen Augen; leicht war ihm die Erde; die Welt lag hinter ihm und über ihm ver schwammen die Grenzen der Ferne. . . .

Lange dauerte es, bis er seine Wanderung fortsetzte. Qualmende Kartoffelfeuer kamen; pflügende Gespanne und wintersaatsstreuende Bauern, die wie Schemen in den Wolkenschleiern der rauchenden Schollen dahinschritten, und er glaubte noch immer außerhalb der Welt zu sein und zog ohne Antwort entlang, wenn die Begegnenden ihm die Zeit boten. Wie das alles vorüber und hinter ihn glitt! Eins nach dem andern.

Das war die Mühle; das waren die Nachbarn, die Kunden, die Frau, die Kinder, Bruder und Schwester! Und war das nicht Christian Heibel selbst, was da Stück für Stück von ihm abglitt? Und unter den letzten bedeckenden Fetzen schwankte schon der Geist der Verlassenheit daher, der nur noch einmal an die Türen pochen ging, hinter denen er zu Hause gewesen, als er noch nicht aufgehört hatte, ein Mensch zu sein?

Den Hut von Altweibersommer umspinnen und den Rock noch behangen mit den Blättern seines Waldlagers, trat er in die Tür des kleinen Häuschens, in das die Frau eingezogen war, grüßte nach gleichgültiger Bauernart, als hätte er vor einer Stunde erst das Zimmer verlassen, und ließ sich müde auf den Holzstuhl sinken. Die Frau, die mit den Söhnen und Mädchen beim Essen saß, stand auf, schlug die Schürze vors Gesicht und weinte, und sofort erhoben sich auch die Söhne vom Tisch, stellten sich vor ihn hin und überschütteten ihn mit Scheltworten, nannten ihn Vagabund, Strolch und einen Tagdieb, der sie und ihre Mutter belogen und betrogen und alles verfressen und versoffen habe. Als sie sich solchermaßen von Anwälten in Schutz genommen sah, weinte sich die Mutter immer zorniger in Selbstbemitleidung hinein, drängte die Söhne schließlich weg und ergriff selbst das Wort: Gegen andere Leute hätte er großartig sein können; den Studenten-Müller hätte er sich nennen lassen und

seine Geschwister zu Pfarrern, Schulmeistern und Nonnen gemacht; für jeden Lump hätte er gutgesprochen und nicht einmal sein Erbteil von der Spitzbubengesellschaft herausverlangt! Was er jetzt davon habe? Ob ihm der Herr Pfarrer ein Stühlchen im Himmel dafür ausgemacht hätte? Ob ihm der Sägebock im Nistertal vielleicht eine neue Mühle hinstelle? Sie hätte sich abschinden können wie ein Vieh! Am Tage sei sie mit der Kiehe auf dem Rücken gegangen und nachts mit dem Eimer im Haus herumgezogen. Die Haare gingen ihr aus und ihre Beine könnten nicht mehr fort. Und jetzt, wo sie das Schwerste hinter sich habe, käme er und glaube, daß sie ihn Faulenzler, der alles die Bach hinuntergejagt, miternähren werde? An ihrem Haus und an ihren Kindern habe er keinen Teil. Wenn er Brot mit ihnen essen wolle, solle er mit arbeiten. . . .

Er saß auf seinem Stuhle, als wenn die Rede nicht an ihn gerichtet wäre, und beobachtete nur die Kinder der Reihe nach, die aber herumstanden und die Worte der Mutter mit Kopfnicken begleiteten. Da richtete er sich auf, blieb stehen, als wenn er ihnen allen noch etwas sagen wolle, zuckte aber dann mit so hilfloser Gebärde die Achsel, daß das jüngste Mädchen sich furchtsam der Mutter an den Arm klammerte, und ging ohne ein Wort von dannen. Das Kind wollte nachgehen, doch zog die Mutter es strafend zurück und schloß die Türe zu.



Als wenn ihn eine Art Redlichkeitsfönn antriebe, nun auch den äußeren Zustand für die gänzliche innere Vereinsamung herzustellen, damit das Schicksal um nichts betrogen werde, klopfte er bei dem Bürgermeister an und bat, die Gemeindearmenstube, die verstaubte oben im Backhaus liegende Kammer, in der eine Bettstelle mit einem Strohsack und ein Bretterstuhl Platz hatten, ihm als Schlafstätte zu überlassen. Und obwohl das Ortsoberrhaupt oftmals über die „Kräm“ geflücht hatte, die man mit der ganzen Familie habe, und auch über die Müller, die alle einen zuviel hätten, sah er ihn inteuertich über die Brille an und legte ihm den Schlüssel endlich mit einem „In Gottes Namen“ zögernd in die Hand.

Nicht zehn Zwetschenbäumchen weit entfernt von dem Hause, das sich ihm verschlossen, lag er nun da oben manche Nacht und auch manchen Tag, wenn er nicht fähig war, sich vom Strohsack zu erheben; lag über dem ewigen Ein und Aus der Männer und Weiber, wo das Reifig in der Flamme nicht erlischt und die Heimchenmelodie nicht stille wird, mitten unter ihnen und dennoch so verschollen, daß keiner über sich deutete und fragte, ob er da oben ausruhe oder draußen umherirre von Longrube zu Longrube, in den Schwemmsteinlagern oder den Obstkrautfabriken des Rheins, um durch Handlangerdienste sich weiterzufristen. Nachdem man ihn wochenlang

nicht gesehen, tauchte er zuweilen abends auf, um morgens wieder auf Wochen zu verschwinden. Manche wollten zwar wissen, daß er sich von keinem Arbeitsherrn mehr wolle was sagen lassen; daß er sogar mit seiner geistlichen Verwandtschaft, an deren Armentischen er reihum Kostgänger gewesen, nicht mehr gutleut sei; und so erklärten sie es sich, daß er sich von Zeit zu Zeit wieder im Dorfe blicken ließ. Denn wenn sie ihm zuweilen eine Tasse Raffee im Felde reichten, so schluckte er sie aus, daß er hinter den Atem kam.

So war fast ein Jahr vergangen. Orange leuchteten die Vogelbeeren an den Straßen; Hammelbeinchenduft lag überm Land; und überall schlugen sie mit Stangen in die äpfel- und blätterregnenden Bäume. Froh sollte diesmal die Kirmes begangen werden. Schon kam die Jugend abends zusammen und reihte ausgeblasene Eier, rotgefärbt und weiß, die sie das ganze Jahr über gesammelt hatten, zu lustigen, leichten Ketten auf, die als Festons den Tanzboden umwinden sollten und den laubigen Balkon, den der Zimmermann hoch in den mächtigen Ästen der alten Dorfkastanien aufzuschlagen sich erboten hatte. Aber aus den Brettern, die den Boden der phantastischen Weinlaube geben sollten, mußte er einen — Sarg machen.

Als er nämlich auf die Kastanie geklettert war, die ihr Laub an die Scheiben des Badhausfensters anlegt, ließ er sich plötzlich wie ein

Sack herabfallen und behauptete, als er wieder zu sich gekommen war, daß eine giftige Wolke in dem Baume hänge, die ihn betäubt habe. Da erinnerte sich der Bürgermeister, daß ein Reisender, der unlängst vor den Weiberleuten in der Badhaustür sein Mustertlöfferchen ausgebreitet, sich die Nase zugehalten und gescherzt hatte, das Hotel sei auch nicht ersten Ranges. Damals hatten sie über den guten Witz gelacht. Denn keinem Bauern kommt der Gedanke, daß an seinen Einrichtungen im Ernst etwas zu tadeln sei. Aber nun bekam die Sache plötzlich ein anderes Gesicht und obwohl es schon stark dämmerte, steckte sich der Bürgermeister den Schlüssel ein und begab sich in das Badhaus.

Die Heimchen zirpten in der Stille, und über sich vernahm er keinen Laut. Nach frischem Brot und Holzbrand duftete es wie immer . . . Aber indem er die Luft einschnuppernd ein paarmal auf und abging, merkte er zu seinem Schrecken, wie die grauenvolle Süßlichkeit der Gräber in dieses Haus des Lebens leise, aber unaufhaltsam eindrang. Wie aber fuhr es ihm in die Glieder, als er die Tür zu der Stiege öffnete, die hinauf führte bis an die verschlossene Tür der Armenstube. Zwei Leichensteine, wie sie von alten Gräbern entfernt werden, standen im Halbdunkel einzeln die Treppenstufen hinauf! Und als er in der ekkeln Pestsüße des Gangs mit trockenem Gau-men nach der verschlossenen Tür lauschte, da war

ihm, als wenn er ein Gewühl und Gewimmel darin arbeiten hörte, gleich dem dumpfen Rauschen eines Bienenstocks.

Die Schweißtropfen standen ihm noch auf der Stirn, als er ins Freie trat; und das grausige Mahlen im Ohr ging mit ihm nach Haus und erfüllte seine Dienstkammer, wie das Geräusch der läuenden Räder auf dem warmen Dunst des stillen Stalles schwebt. . . .

Wütend wehrte er mit den Händen ab, als die Bürgermeisterin hereinkam und ihm zuzwinkerte, die Müllerschen stehe draußen.

Er wolle nichts wissen, sagte er mit zugehaltenen Ohren. Die Müllerschen sage nämlich, es habe ihr schon zwei Nächte Einer ans Fenster geklopft und als sie den Laden geöffnet, sei nichts zu sehen und zu hören gewesen und da wolle sie mal bei ihm spekulieren, ob der Heibel am Ende im Orte sei.

„Do hätt se sich ehnder nooch erkundiche solle, sächste!“

Aber so sehr er sich den Kopf kratzte und stöhnte — länger als bis zum nächsten Morgen ließ sich der schwere Gang nicht verschieben. Nach umständlicher Beratschlagung mit dem Gemeindediener begaben sich die beiden in das Badhaus, schlossen die Tür von innen, banden sich zu ihrem Schutze zwei Fastnachtmasken vor, in die sie brandtweingetränkte Lappen eingelegt hatten, stiegen an den Grabsteinen vorbei die

Treppe hinauf und schlossen die Thür der Armenstube auf . . . Hatte sich da noch einer maskiert und das Fastnachtsgeſicht eines grinſenden Mohren aufgeſetzt, der kettenraſſelnd dalag und ihnen die ſchwarzen Finger gekralst entgegenhielt? Unwillkürlich nahmen ſie, ihren Augen nicht trauend, die falſchen Geſichter herunter — aber das ſchwarze Antliß ihnen gegenüber war echt und rief mit peſtaushauchendem Mund, daß ſie zurücktaumelten: „Seht ihr es jezt endlich, wie verlaſſen ich war!“

Und kaum hatten ſie von der Thürſchwelle aus mit der Stange, die ſie mitgebracht, das Fenſter aufgeſtoßen, als ein lichtſcheues Larvengeſindel in beleidigtem Gewimmel ſich zwiſchend abfallen ließ, wo es in weißen Klumpen geſeſſen und in dämonenhaftem Unwillen in geheimnisvolle Schlupfwinkel verſchwand. Da ſtürzten die Männer vor dem Toten davon, der nun auf einmal mit dunklen Augenhöhlen dalag, ohne die Thür hinter ſich zuzuziehen. . . .

Und hinter ihnen mit ſchritt das Entſetzen in das Dorf und quälte die Menſchen mit der Frage: Wie lange haben wir unter dem Kirchhof und den Grabſteinen unſer Brot gebaſen!

Und bald gab es graufige Antwort auf die Frage. Wochen war es her geweſen, da war der Müller eines Abends in die Wohnung der Frau eingetreten, knöpfte den Kragen ab, legte den Rock neben ſich und begann ſich die Schuhe aus-

zuziehen, so daß die Kinder ihm wie einem Ver-  
rückten zusahen. Aber die Mutter ergriff Noth  
und Kragen wieder und hielt sie ihm mit befehls-  
haberischem „Adieu“ in die geöffnete Thür.

Und der zu sterben gekommen war, mußte  
sich weitererschleppen . . . In derselben Nacht aber  
war die alte Leyenpetersch von einem Gepolter  
wach geworden, das sich anhörte, als wenn zwei  
Kreuze vom Kirchhof fortgegangen, über die  
Straße hinüber und eine hölzerne Treppe hinauf  
gestapft wären. Das waren die Kreuze, die der  
Müller beim Hinaufschleppen auf der Treppe  
verloren hatte. Denn als er auf dem Kirchhof  
auch die Grabhügel der Eltern nicht mehr sah,  
auf denen er sich zuletzt hatte sterben legen wollen,  
da nahm er die weggeräumten Kreuze, die er  
im Schutt alter Mooskränze an der Mauer fand,  
noch zur Gesellschaft auf dem letzten Wege mit.  
Aber auch die blieben auf der Treppe zurück  
und keiner weiß, was in der Stube geschah, in  
der er seit jenem Tage gelegen.

Nicht Weib, nicht Kind, kein Bruder, kein  
Nachbar und kein Freund hatte ihn vermißt —  
all die Zeit! Und die Heimchen hatten weiter  
gezirpt und die Flammen weiter gesungen und  
sie hatten das frische Brot weiter gegessen und  
Kuchen aus dem Backofen gezogen, so groß wie  
die Tischplatten, hatten den Kindern Apfelplähe  
gebaden, in die sich die kleinen Gesichter schließend  
vergruben, und nicht gemerkt, daß während all

der Zeit der grinsende Leichnam über ihnen lag, bis in dem ganzen Dorfe — die Nasblume aufging! Das Brot schmeckte darnach, und kein Getränk schwenkte den Geruch hinab. Sie blühte neben den Rissen, auf die sie das Haupt legten. Sie spulten aus und behielten den Geschmack doch in der Kehle. Die Männer steckten die Pfeife in die Brusttaschen, und die Frauen berochen mit verzogenem Munde die Bäckchen der Säuglinge.

So zog der tote Müller einen Kreis um sich, der alle weit von ihm hinwegdrängte und den Zimmermann schon auf der untersten Treppstufe mit dem Sarge umzukehren zwang.

Da schlug nachts die Flamme aus dem Backhause und keiner löschte sie.

In allen Nachbarorten ringsumher standen sie im Dunkel und schauten nach dem roten Feuerchein, der drüben von dem Berge sich hoch in die Nacht erhob.

Als die ersten Spritzen kamen, die keine Sturmglocke herbeigerufen, fanden sie nur noch zwei Grabkreuze angeschwärzt in der Asche stehen.

Aus der Flamme aber war ein Schatten gestiegen; der fuhr dämonenhaft übers Land.

---

## Amtstag

Da wären wir also! — sagte er, während er die Handschuhe auszog und sich in seinem geräumigen, großfensterigen Amtszimmer umsah. Der Mantel hing schon an der getünchten Wand.

„Nun wollen wir mal erst sehen“ sagte er zu den Akten und schritt an der Bank vorbei, auf der sie wie Hasen im Wildpretladen nebeneinander lagen, zum Fenster.

„Na, da seid ihr ja wieder,“ grüßte er hinaus. Da war der Mühlbach unter dem Fenster; da schlängelte noch der Darm, der an einem Steine hängen geblieben war, auf dem winterklaren Grunde; da war zwischen Mühlbach und Flußlauf der Inselseken, auf dem die Enten sich putzten; da schütterte das Flößchen über das durchblickende sinterbraune Steingeröll; da klammerte der Brückenbogen Ufer und Ufer zusammen; da krochen noch drüben, den Buckel beschneit und den Fuß freigeschmolzen, Schildkröten gleich, die Uferhügel; da war fern hinten der gerade Bergeszug und — hopsa, da stießen ja auch die Duck-Entchen wieder durch den Spiegel



des Mühlbachs, tauchten unter, schwammen hintenaustretend wie die Frösche unter der Fläche hin und pudbelten plötzlich wieder das Köpfchen heraus, ein zappelndes Silberfischchen im Schnabel.

Also alles noch an seinem Platze! Folglich war auch er da. Jawohl, er sah richtigen Morgen und — wundersam! — in ihm war Leben! Er sah es, wie einer, der seine Lampe brennen läßt, auf die dunkle Straße geht und draußen sein Zimmer erleuchtet sieht. . . Das überzeugte.

Mit der Ruhe einer feinen, schuldblosen Verrichtung steckte er sich eine Zigarre an, und reinlich schwebte der Odem des ersten Rauches in den Raum.

Die Schönheit der Welt war noch da! Also auch die Ideale noch! Denn wäre eines davon zusammengebrochen, so hätte das Stückchen Welt, das sich vor dem Fenster ausbreitete, wohl sehr betrübend ausgesehen.

„Das wäre also schön! Nun können wir anfangen!“ sagte er. Denn in diesem Zimmer konnte man seine Ideale schon verlieren.

Er war gewappnet. „Herein die Feinde!“

Da pflanzten sich sechs Bauern auf, Kerls wie die Eichen, denen der achtzigjährige Vater schon sein Land verteilt hatte, und nun sie darauf saßen, wollte keiner die drei Baken herausrücken, die sich der arglose Lear für die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, von jedem zum Unter-

halt erbat. Denn es stehe nicht im Vertrage, sagten die Klöße, die der Husten ihrer Ruh mehr beunruhigt, als die Todesnot ihres eigenen Fleisches und Bluts.

Aber als der Greis hinauswankte — hatte er sein Geld.

„Herein die Feinde!“ Und ein gespreizt in seinem Havelock dastehender alter Knirps, mit quadratischem Gesicht, eingekniffenen Lippen und geierbösen, dicküberbuschten Augen verlangte sein Testament zurück, um an Stelle und hinter dem Rücken der Tochter, der in der Pflege des Peinigers das Leben verwelkte, eine Stiftung zur Erbin einzusetzen, die seinen Namen in goldenen Lettern auf die Tafel der Wohltäter geschrieben haben würde.

Und was tat der feige Schakal, nachdem ihm sein Vorhaben in das rechte Licht gesetzt war?

Bang um sein gutes Andenken, schlich er, ohne das Testament, zur Türe hinaus.

Daß man ihm kein Lineal nachwarf. . . .

Herein knixte unterwürfig eine der Landgängerinnen, die im Frühjahr mit ihren Zwirnen die Schweiz bereisen, löste sich tieffseufzend das dicke Tuch vom Kopfe und flehte gedrückt um Hilfe gegen einen Trunkenbold von Mann, der während ihrer Abwesenheit die Ersparnis vertrank, gegen Branntwein das Vieh verschenkte, die Kinder mißhandelte und hungern ließ und auf sie selbst, seine Frau, mit der Art losging.

Da gab es schon Mittel. . . .

„Ach, junger Herr, mit Ihnen kann man reden, wie mit einem Sohn,“ weinte die Herzenseinsame heraus und sie merkte in ihrer Erwärmtheit nicht, daß sie sich versprochen hatte, als sie im Davongehen versonnen: „Adieu, Kind“ sagte.

„Adieu, Bundesgenossin“ träumte er, seine Ruhe wiedererlangend, einen Augenblick die Türe an, durch die sie gegangen war, stand auf und trat zu seinen anderen Bundesgenossen an das Fenster.

„Seid nur still“ sagte er zu allen. Wie das Geflügel sich vor der Hofstreppe versammelt, wenn die Zeit da ist, zu der es gefüttert zu werden pflegt, so sah Wasser und Insel, Schneehügel und Brücke im Kreise zu ihm herauf. „Seid gewiß, ihr Stillen, ich folge Euch“, verständigte er sich mit ihnen und saß wieder auf seinem Posten. . . .

Erst auf dreimal wiederholte Aufforderung behielt das im Eifer der Rede sich immer wieder erhebende lebhaftes Mädchen Plaz. Sie war groß. Die freie Stirn verwies das flughafte Blondhaar zurück. Wenn die klargeschliffenen Augen blinkten, leuchtete unter dem bewegten Flügel der geraden Nase deren feinblütig gerötetes Innere vor. Feuchttrote Lippen öffneten sich vor naßglänzenden Zähnen und in samt-wandiger Rosigkeit glitt der weiche Hals, sich wendend, im Kragen.

In die Großstadt sollte der Richter die unmündige Schöne ziehen lassen, die schon mit ihm liebäugelte, ihm, der ihr vertrauen sollte!

Er redete auf sie ein, wie ein milder Vater. Auf ihren gesenkten Augenlidern entzündete innere Bewegung heiße Röthe; sie hatte die Ehre der Schönheit begriffen.

„Ja, Herr . . . Wenn der Herr meint, bleibe ich . . .“

Züchtig und leise schloß sie die Thüre. . . .

Und wieder sahen sich Mensch und Landschaft in die Augen. Und die Natur, die durch ihre Klarheit und die Bestimmtheit ihres Weges und Wirkens den Menschen so oft beschämt und niederdrückt, warf ihm das Bild seiner gestärkten Seele heiter zurück.

„Kämpfen wir so weiter!“ nickte er hinaus, sah sich im Zimmer abschiednehmend um und schritt in den Tag. . . .

Die Maus, der die plötzliche Stille auffiel, kam aus der Lambris und lief unhörbar durch das leere Zimmer.

---

## Das Glöckchen

Ein Einsiedler hatte sich im Hochgebirge seine Hütte gebaut. Weder Feindschaft gegen die Welt noch Gottessehnsucht hatten ihn in die Einsamkeit geführt; er war sich in dem Reichtum seines Herzens selbst genug, und dem Leben zuzutragen, was ihn erfüllte, bestand kein Drang. Am Ende, wenn der Erdball in Trümmer zerfällt, rettet sich ja doch nichts von allem, was wir errungen, auf den Schwesterstern und es ist gerade so gut, als wäre es nicht gewesen. Mochte also immerhin sein alleiniger Besitz gewesen sein, was er in Gefirnen entdeckte, vom Getier des Waldes lernte oder aus Felsen grub — — Keiner der Bergbewohner freilich, der ihn eines Ratschlags wegen aufsuchte, trat unbelehrt aus seiner Hütte.

Auch das Wild der Gegend liebte ihn, und die Rehe ästen vor seiner Türe, während er auf der Schwelle saß. Brachten sie gegen den Sommer die Kleinen mit, so drängten sich immer zehn nasse Schnäuzchen auf einmal in die fütternde Hand. Eines Tages fiel es ihm ein, dem schönsten des Sprungs ein Glöckchen an den Hals zu hängen.

Grasrupfend niedergebogen hört das Tier Geklingel; es wirft den Kopf empor und lauscht in die Ferne, unbewegt, da schweigt der Ton wieder.

Raum aber hatte es herausgefunden, daß er bei jeder Bewegung von neuem erklang, als es sofort den kopfnickenden Gang eines Füllens annahm. Obwohl es das Schellengeklingel solchermaßen selbst betrieb, horchte es dabei immer in die Ferne, und wußte nur, daß es sich bewegen mußte, wenn es das helle Läuten hören wollte, aber den Zusammenhang erriet es nicht. Daher fing ihm die Bewegung gleich dem Schellenklingeln selbst zu gefallen an, und es blieb beständig in tänzelndem Trabe. Mit jedem Sprunge vermeinte es dem Glöckchen näher zu kommen, und so begann es sich von den übrigen zu entfernen. Immer dem Glöckchen nacheilend, geriet es in ein Jagen, in ein Fliegen und verschwand in den Bergen.

Der Klausner, der das Gebaren des Tieres anfänglich als ein Spiel genommen, machte sich endlich nachdentlich auf die Fährte. Er durchquerte den ganzen Wald bis zu dem freien Gipfel hinauf und hielt dort Rundschau auf die Riegel neben Riegel unter ihm liegenden Höhenzüge. Das Tier war verloren. Unendlich fern summtete noch das Glöckchen, schüttete noch einmal einen lautereren Ton heran, als sei das Reh, von Klüften empfangen, eben noch einen Gipfel weiter gesprungen; dann blieb es still, weit und breit.

Unruhe trieb den Einsiedler seitdem auf weitere Wanderungen, und oft stand er mitten im Sehen, das Summen des Glöckchens im Ohre, still.

Jahre waren vergangen, da fand er eines Tages am Fuße steilaufragenden Säulengesteins mit dem Glöckchen am Halse das verendete Reh. Noch stand er mit herabgesunkenem Haupte vor ihm, als ein Pfeil der Eingebung ihn plötzlich belebte. In dem Gram um das Tier hatte er sich auf die eigene Wunde gefaßt.

In bedächtigem Schritte gelangte er zu seiner Hütte. Dort setzte er sich auf den ihm als Stuhl dienenden Baumstumpf an den grün bemooften Felswürfel, der seinen Tisch bildete und schrie laut sprechend auf eine seiner großen Schieferscheiben:

„Es ist eine Glode: Die Glode der Thätigkeit. Du läuteest sie selbst, aber von fernher tönt sie dir lodend ans Ohr.

Du rastest, da schweigt sie, und stumm ist dir die Welt.

Du wirkst, und es jitzern von Klängen die Lüfte.

Wer läutet sie her?

Von wo sie dringen, da wohnt das Glüd. Auf! Ihnen entgegen!

Schon kamst du näher; denn lauter dröhnten sie, als du glühender strebest.

Bald rollt donnerndes Dröhnen hüben und drüben

bis an die Wände des Alls und zurückrollt das Echo, rundum brandend.

Verfchlungen ist alle Erscheinung von dem Rausch deiner Kraft, und du springst in das Ziel deines Lebens, dem Tiere gleich, das mit seinem Glöckchen am Halse, um des Geläutes willen vom Felsengrat in die Tiefe springt.“

So schrieb der Einsiedler und legte die Tafel auf den steinernen Tisch, daß alle sie läsen, die ratsuchend in die Hütte treten würden.

Er verließ die Berge . . .

Lange darnach fiel ein Staatsmann, indem er sein geknechtetes Volk aufrief, zum Freiheitskriege die Waffen zu ergreifen, mitten im Feuer seiner Rede in den Sessel zurück und starb, von der Kraft seines Herzens verzehrt.

Es war der Einsiedler.



---

## Der Venusberg

Trotz seiner Weltweisheit erfuhr Richard von Greifenklau, der mächtige Erzbischof, zu spät, daß man dem Glauben nicht durch einen Federstrich der kurfürstlichen Kanzlei eine Heimstätte dekretieren kann, sondern daß er da am sonnenhaftesten strahlt, wo die Heidengötter der Schönheit noch fröhlich im Schatten der Kirchenmauern lagern. Und wenn die Glockentürme der Heiligen überall aus den verträumtesten Tälern und von den leuchtendsten Gipfeln der Erde aufragen, so sind sie deshalb so wohl gegründet, weil ihre hohe Schutzherrin, hier durch ein geheimnisvolles Silberglöcklein im Strauche, da durch einen Weißdornbusch, den sie mitten im Winter erblühen ließ, eben dort sich ihre Wohnung aussuchte, wo das königliche Tier der Welt die Säule der Kirche gutmütig auf seinen Rücken nimmt.

So war die Burg Mariens auch in den Mosebergen erbaut worden, an der Stelle, wo die heilige Jungfrau aus blauem Himmel einst ihre blickende Krone niederstrahlen ließ, daß sie den ganzen Bergrücken mit seinen rebenbewach-

senen Flanken vergoldete und sich wie ein versunkener Schatz zu beiden Seiten in dem Flusse spiegelte. Bunter als sonstwo im Lande schwante hier oben der goldgrüne Nußbaum im Wind; und in der Waldschabracke, die über den schmalen Grat der Höhe zottig in die Weinberge hinunterhing, rief der Kuckuck schon, während der rötliche Seidelbast mit seinem Hyazinthendufte eben den ersten Zitronenfalter aus der Ferne herbeizog. Wenn aber Scilla und Anemone blauweiß das Buschwerk durchsternten und die Buchenhallen durchflutet waren von der grünen Sonne des flaumigen Laubes, dann wanderte das Volk in Scharen die Weinbergspfade hinauf, um von der felsigen Rampe, die das Nonnenkloster wie ein Festungshof umzog, die Welt in der Glorie zu schauen, in der sie nur hier oben vor dem entzückten Auge lag. Von den angeschwemmten grünen Vorländern der Felsenufer schimmerten drunten die grauen Kirschenwälder herauf; wie Heidkrautbänke verloren sich fern die blühenden Pfirsichgehölze oder schwebten in zarten Rosenwölkchen über kahlen Schieferhängen und herben Schollenschrägen, die — saftigen Saatstücken benachbart — den Teppich verschiedener Jahreszeiten wunderbar nebeneinander auszubreiten schienen. In den Silberkäfigen des Heckenblustes aber sangen die Vögel, und gläserne Dörfer mit ihren lichtdurchfluteten Baumschleiern zogen sich als Himmelsstationen aus dem Flußthal bis auf die bewaldete

Hochfläche hinauf, die weithin übertupft war von den blonden Wölkchen vorzeitig angegrünter Wipfel. Ja, mit so frommem Rausche erfüllte der heilige Berg, über dem die Marienkrone im Himmelsblau schwebte, die Seele, daß ein Jüngling sich eines Tages von der Mauer des Klosterfriedhofs hinabstürzte, da nach diesem Gipfel der Verzüdung keine andere Sehnsucht mehr blieb, als geradenwegs in die Arme Mariens zu fliegen.

Wie nun aber Schönes Schönes erzeugt, vanilleduftende Riesenblüten aufbrechen in Tropenwäldern und der Glanz des Südens Vögel hervorbringt, die wie Edelsteine sind, so nahmen die Klosterfrauen auf dem Sonnengipfel eine blüthenhafte Schönheit an, in der sich Himmel und Erde duftig vermählten — wie die Abtei auf der Höhe in ein anderes Reich zu ragen schien, während die Erdenfröhlichkeit mit ihren Weinbergen zugleich bis unter ihre Mauern hinaufreichte. Wenn die schlanken Frauengestalten in den buchseingefakten Wegen des wolkenüberflogenen Klostergartens da oben wandelten, wo das bischofsblaue Veilchen im Grase blühte, die Kaiserkrone das Haupt aufrichtete und der weiße Flieder die goldlackumkletterte Mauer überwölkte, so schienen sie nicht nur schwesterlich verwandt mit Grünen und Blüten umher, sondern teilten auch untereinander denselben Adel der Erscheinung, wie sich Mütter und

Töchter gleichen oder ein Bild seinem Spiegelbild. Ja, obwohl hier die Zunge des Neides sprach, war nicht zu leugnen, daß die Nonnen des benachbarten Klosters Stubben Recht hatten, wenn sie behaupteten, daß selbst unter den Jungfrauen der umliegenden Ortschaften manche einherging, die ihre Schönheit wie ein königliches Erbteil von den Marienburgerinnen trug.

Trotzdem die Klosterkirche auf dem Stubbener Vorland nämlich ein wundertätiges Gnadenbild barg und den berühmten Splitter vom Kreuzesholz in seiner edelsteinbesetzten Reliquienlade aus Byzanz zur Verehrung ausstellte, trugen die Pilgerzüge ihre seidnen Fahnen an der offenen Kirchentür vorüber, heiße, steinige Pfade hinan, und warfen sich auf der Himmelswiese droben auf die Knie, auf der die Füße der Marienburgerinnen wandelten, und beteten an, ohne von einem Gnadenbild herberufen zu sein, also daß die Schönheit der Stätte und ihrer Hüterinnen ihr eigentlicher Gottesdienst war. Mütter mit gesegnetem Leibe klangen von Ruheplatz zu Ruheplatz mühsam die Höhe hinauf, um sich am Anblick der englischen Wesen mit Schönheit zu sättigen. Die Weinschiffe gingen vor Anker am Fuße des Berges, als forderte der Weespergesang droben zu einem sabbatlichen Tage auf; und immer weideten die Eseln auf der Klosterwiese, von denen sich die Bresthaften hatten hertragen lassen, um überflossen zu werden

von der heilenden Lichtflut jenes fraulichen Glorienscheins. Für den Kranz der umliegenden Flugbewohner aber waren die Klosterfrauen nicht nur die lichten Schutzgeister, deren Türmerglocke ertönte bei Feuer, Eisgang und Kriegsgefahr, sondern der ganze Berg wurde gleichsam zu dem großen Opferaltar des Landes, auf dem ihnen die reine Flamme des Guten und Überirdischen brannte; und wie alles plötzlich segensvoll und klar wird, wenn sich das Licht der Wahrheit einmal in unserer Mitte entzündet hat, so gedieh nicht nur ein vollkommenes Geschlecht umher, das beim Erklingen der morgendlichen Laudes droben feierlich den Tag begann, sondern auch Handel und Wandel erblühte; und Weingärten, Mühlen, Jagden und Renten füllten den Klosterschaz, den auch die Pilger mit köstlichen Weihgeschenken auszustatten wetteiferten. Zwar blieb es nicht aus, daß der lebhafteste Verkehr der Zehntwagen und Wallfahrtszüge Wegelagerer und räuberisches Gesindel herbeizog, das die Waldungen des Keilerhalses bald mit unschuldigem Blute tränkte und einen Ring des Grauens um die Gottesinsel legte, in dem feurige Goldlisten, Schwertgeklirr, hauptlose Gestalten und verwehendes Röcheln spukhaft die Nacht erfüllten; allein weder Gespenster, noch Mordbuben konnten den Ansturm der Frömmigkeit hemmen, die dem Schönheitstempel entgegen schwoll.

Was aber Mord und Grauen nicht vermochten,

vollbrachte die plumpe Hand des eigenen erzbischöflichen Schirmherrn. Von jeher war der Barl, der Bergrüden, den der Moselfluß wie ein natürlicher Festungsgraben umspült, das Kampfziel der Kriegsscharen, und so dicht wie die Felsabhänge von grauen Rebstäben starrten, flimmernten sie oft von dem Lanzenwald der Sturmläufer. Die junge Mannschaft des Landes aber pugte den Harnisch wie zum Fest, wenn sie zum Schutze der Klosterfrauen droben ausziehen durfte; und Sporengelirr von Freund und Feind löste sich ab in den langen Kreuzgängen, die sonst nur das Rauschen fraulicher Gewänder vernahmen. Gewiß meinte es der Kirchenfürst gut, wenn er seinen geistlichen Töchtern, deren Ordensdienst und Sicherheit er durch ständige Belagerungen und Einquartierungen gestört glaubte, während der Kriegsläufe eine entlegene Zufluchtstätte anbot. Allein die Marienburgerinnen lächelten fein über eine solche Besorgnis, als hätten sie ihre eigenen Gedanken darüber, um wen die gewappneten Männer die Weinbergsbastionen verteidigten und wie ungefährlich ihnen selbst die Fehde um den ewig umstrittenen Klosterberg war. Oder sollten sie vor Eisenrittern hängen, die sich herzu drängten, um ihnen die Beute ihrer Kriegsfahrten zu Füßen zu legen, und gutwillig wieder abzogen, wenn Schwefternhand ihrem Seidenschimmel die geflochtene Mähne mit einer

Zimmergrünblüte aus dem Nonnengarten geschmückt!

Indessen — der streitbare Kurfürst, dem Sickingen die Fehde angekündigt, hielt das Kloster auf dem Barl nicht für so uneinnehmbar wie die heimlichen Besiegerinnen der Heere; und da er auch seine Kriegskasse aus den Goldgruben der verehrten Wallfahrtsstätte zu füllen gedachte, so sandte er seinen berühmtesten Redner auf die Marienburg, der die Konventsjungfrauen zur freiwilligen Räumung, der zur Landesverteidigung ausersehenen Höhe bestimmen sollte.

Aber der gelehrte Doktor lehrte mit seltsamen Berichten wieder. Es traf sich nämlich, daß in dem Augenblick, als er anlangte, eine endlose Prozession zu der Bergabtei sich hinaufwand, die nicht etwa einem Kirchenfeste galt, sondern einen Huldigungszug darstellte, den Nah und Fern zu ihren klösterlichen Heiligen droben unternahm. In bekränzten Schiffen, zu Röß und pilgernden Fußes kamen sie, und die Berghöhe faßte die Menge der Verehrenden nicht. Als aber das Hochamt begann, das unter freiem Himmel auf der Klosterwiese abgehalten ward, und tausendleblig das Ledeum erscholl, in das aus rotblühenden Kastanien die Amsel hineinsang, da schien sich nicht mehr eine bühnende Christengemeinde unter dem Holzaltar niederzuwerfen, der am Stamme der laubtropfenden Mailinde schwebte, sondern festbekränztes Heiden-

tum wieder unter seinen heiligen Eichen versammelt, von flatternden Zweigen umgrünt, umflossen von Schatten und Lichtern. Und so sehr überwältigte die Bergandacht die Schönheits-trunkenen Herzen, daß unter den Beifallsrufen und Tränen des Volkes die Mädchen herbeiströmten, um ihr Blondhaar auf dem Altar Mariens gegen den reinen Schleier der Himmelsbräute zu opfern, also daß der trierische Doktor glaubte, es hänge ein Zauber an dieser Stätte, der aller Rednerkunst spotte — zumal er ihm selbst erlag — und ohne seine Mission auszurichten wie im Traume zurückkehrte.

Doch der eiserne Erzbischof, der sich nicht scheute, um Gnade flehende Bauern mit eigener Hand niederzustößen, stand von seinem Vorsatze nicht ab. An einem sonnigen Morgen entstieg er am Fuße des Inselklosters seinem goldenen Festschiff, das er nach dem Muster des Bucintoro in Venedig hatte bauen lassen, und ritt mit kleinem Gefolge durch den Buschwald hinauf, um den ganzen Konvent zu einer Lustfahrt auf dem Moselflusse einzuladen; und die nichtsahnenden Himmelsbräute, als sie das herrliche Schiff wie einen schwimmenden Palast drunten am Ufer liegen sahen, ließen sich leicht überreden, unter der geistlichen Flagge einmal schwanenschön auf den Schleifen des Flusses durch die Lande zu ziehen. Sie spürten etwas wie Flügellüften und Tanz in den Beinen und gerieten auf dem



steilen Abstiege in ein trippelndes Laufen, wie eifrige Kinder, die dem beschleunigten Schritt eines Erwachsenen folgen.

Aber bei dem Einsteigen in das Schiff ereignete sich ein Unfall, der über die Siegesfreude des Erzbischofs plötzlich einen Schatten warf. Als er nämlich der Äbtissin beim Überschreiten des teppichbelegten Trittbrettes die rotbehandelte Hand reichte, glitt ihm der silberne Äbtissinnenstab, den der dabei ritterlich an sich genommen hatte, in den Fluß und entschwand, was ihn wie eine Warnung anmutete, und wie der Doge von dem Bord des Bucintoro seinen Ring ins Meer warf, ihm die Vermählung der Äbtissin mit diesem Teile des Flusses zu besiegeln schien, so daß er einen Augenblick zögerte, den Befehl zur Abfahrt zu geben. Als er aber die schönen Gefangenen in ihrer weißen Ordenstracht schon erwartungsvoll die rotausgeschlagenen Goldstühle rings um seinen noch leer stehenden Baldachinessel einnehmen sah, da lachte sein altes Diplomatenherz, und moselabwärts ging die Fahrt: an den fachwerkbunten Winzerdörfern vorüber, die sich so dicht an die Felsen lehnen, daß sie ihre Toten auf der anderen Seite des Flusses zur Ruhe betten müssen; vorüber an den Bettlergestalten grotesker Kropfweidenlande; an leuchtend-grünen Inselgründen, darauf die Schafe grasen; an rotbesonnten Burgen und durchschlungenen Bergen, dazwischen die Pfade der

Täler gehn. Während nun die weltfremden samtenen Frauenaugen beim Rauschen der Strömung und Flügen der Schwalben noch in frommer Bärtlichkeit an den vorübergleitenden Bildern hingen, lag das bewimpelte Schiff auf einmal vor Anker, und die Schwestern erwachten erst aus ihrem Traume, als sie von den Mauern des Gartens sich umschlossen sahen, über dessen wellenbespülte Treppe sie unversehens in die geöffnete Gittertür eingetreten waren. Sie befanden sich für immer — im Kloster Stubben.

Freilich sollte sich der Erzbischof des gelungenen Anschlags nicht lange freuen. Schon als er die Gartenpforte zu Stubben schloß, und die edelgestalteten Geschöpfe sich im ersten Schrecken wie ein Schwalbengedränge um seine Brust warfen, da wurde ihm trotz des Harnischs, den er unter dem Priestergewand zu tragen pflegte, vor den vielen nahen Augen und duftigen Händen so bange, daß er eilends durch den Türspalt entwich. Als er sich nun aber anschickte, auf der Marienburg die Feste anzulegen, um derentwillen er das Kloster ausgehoben hatte, da mußte er zu seinem Zorn die uneingestandene Ahnung bestätigt finden, daß allein die Klosterfrauen auf dem Gipfel den Marsch der Kriegsscharen hergelenkt hatten, und jezo kein Heereszug mehr um die entzauberte Höhe sich kümmerte. Selbst die Andacht zog sich von dem Berge zurück, und anstatt dem kurfürstlichen Kriegsturm die erhofften

Ernten klingender Wallfahrtsopfer zuzuführen, nahm die Hochburg der Schönheit auf der himmlischen Höhe ein so klägliches Ende, daß der Eremitenbruder, der noch droben weilte, zuletzt einen Schinken bei dem Heiligenbild aufhängte, um die Pilger zu einem gleichen, bescheidenen Opfer anzulocken. Doch führte der Weg keinen Pilger mehr herauf. . . .

Orunten in dem Uferwalde aber, wo der silberne Abtissinnenstab auf dem Wellengrunde lag, erwachte unterdessen ein seltsames Leben. Die frommen Töchter des Berges waren auf Nimmerwiedersehen davongefahren, eingeschlossen in das Kloster, wohin der hl. Bernhard einst die Nachtigallen mit ihren betörenden Lockrufen verbannt hatte. Es dauerte aber nicht lange, da zeigte es sich eines Tages, daß fremde Nachtigallen sich in den buschigen Verstecken um den Fuß der verfallenden Marienburg angesiedelt hatten; und wenn ihr schluchzender Gesang den dunklen Uferwald erfüllte und der Mond seine goldene Brücke über das flüsternde Wasser spannte, da lenkte die Erinnerung an den unvergessenen Bergeszauber heimliche Nachen drüben in die schilfverwachsenen Buchten, nur von einer einzelnen Gestalt geführt, deren suchende Schritte bald durch das Waldblaub rauschten und den steinigten Abhang umklommen, daß man das Rieseln des Gerölls bei der mitternächtigen Stille am jenseitigen Ufer vernahm. Ja der Türmer, der

von der schmalsten Stelle des Bergesgrates hinabblidt, wollte eines Nachts, als der Mond plötzlich durch die Wolken brach, gesehen haben, wie ein Nachen, in dem nur ein abgelegtes Gewand zurückgelassen war, auf der einen Seite der Bergesinsel flußabwärts trieb, während auf der anderen Seite ein ritterlicher Jüngling und eine behende Mädchengestalt eilig in die Weite ruderten. Und immer wieder ging die Kunde von Mund zu Mund, wie bald hier, bald dort ein beglückter Sohn des Landes mit einem feenfeinen Weibe heimgekehrt sei, über dessen Herkunft der Schleier tiefen Geheimnisses schwebte. . . Und die Nachen fuhren und fuhren. . . .

Als aber der Erzbischof nach einer Weile das Kloster Stubben visitieren wollte, da fand er die Abtei, auf deren berühmten Reliquiar die Worte standen „Keine Schönheit hatte der, der am Kreuze gehangen“, zu seinem Schrecken leer und verwaist.

Er suchte zwar aus der Not eine Tugend zu machen, um sich vor der Christenheit noch den Ruf zu retten, daß er der Welt ihre sündhaften Abgötter genommen habe, und ließ sich auf einer lauten Bildertafel als einen heiligen Eiferer malen, der die Göttin Venus an eiserner Kette hinabschleppt von ihrem Berge. . . .

Aber die Nachen fahren und fahren. . . .

---

## Die schwarze Glocke

Wie die geistigen und sittlichen Zustände der Zeit, erscheinen und schwinden die Künste.

Als die schwere, alte Sturmglocke, die das Diözesanmuseum zu Limberg bewahrt, grün bekränzt und von Weihrauch und Myrrhen umwölkt, gleichzeitig mit dem Dome ihre Weihe erfuhr, da dachte niemand, daß sie der Stadt zur schwarzen Glocke werden würde. Sie hat auch Freude herabgeläutet in den siebenhundert Jahren, die sie ihres Amtes waltete; aber Schauder geht von ihr aus, wenn ihr schwarzer Mantel uns an die Verzweiflung erinnert, die der Schreckensschrei des ganzen vierzehnten Jahrhunderts zu ihr hinauf sandte. Sie läutete die Wende der neuen Zeit ein, als sie die ungeheure Feuerbrunst verkündete, die halb Limburg in Asche verwandelte, gleichsam als sollte die Todesreise der alten Kultur auch äußerlich offenbar werden. Man meinte, es sei ein Meteor vom Himmel gefallen, um die sündige Stadt zu strafen. Ein großer Teil des Adels und der Bürgerschaft, an deren verlassene Heimstätten nur noch die Namen der Hofraiten erinnern, wanderte aus . . .

Und die schwarze Glocke läutete wieder . . .

Rein Unglück pfllegt allein zu kommen. Verheerende Wasserfluten wälzten sich heran, die das Vieh aus den Ställen hinausschwemmen, die Gärten vernichteten und Mühlen und Hütten wegrißen, wie sie zuvor die steinerne Lahnbrücke donnernd gesprengt hatten. Fürchterliche Stürme brausten über die Stadt, die Obstbäume, Türme und Dächer abbrachen. Erdbeben kamen, welche die Bevölkerung monatelang in wahnsinniger Angst vor den Toren der Stadt hielten, wo man in rasch aufgeschlagenen Zelten einen Augenblick ausruhen konnte von der Erschöpfung schlafloser Nächte. Schneewehen begruben Wanderer und Warenzüge. Die Lahn trocknete aus. Hagel und Heuschrecken vernichteten das Getreide, Fröste die Rebenblüte; das Obst fraß der Wurm. Feuerung folgte der Feuerung. Die Verwahrlosung, die Ungunst der Witterung, die Gleichgültigkeit, die sich heimgesuchter Menschen bemächtigte, waren der Entstehung von Krankheiten günstig, die sich bei der Enge des Zusammenlebens feuchenartig verbreiteten und ganze Stadtteile entvölkerten.

Der Adel, der nichts mehr zu rauben fand, geriet in Schulden. Die Dynasten führten die Hofhaltung zwar in dem alten Glanze fort. Sie beschenkten die kirchlichen Anstalten, beteiligten sich an allen kostspieligen Unternehmungen von Kaiser und Reich, schritten zu Gerichtsitzungen

in königlichem Pomp, veranstalteten Jagden, Sängerkriege, Turniere und bauten. Johann, der blinde Herr, baute im Schlosse die zum Teil noch erhaltene St. Peterkapelle. Seine Gemahlin errichtete ihrem Hofnarren ein Standbild, dessen jetzt im Diözesanmuseum untergebrachter Inschriftstein mit seiner in gotischen Majuskeln gefakten Reiminschrift noch zu lesen ist. Gerlach II. baute den Stadtgraben, dessen Verlauf noch heute die Kastanienallee der „Schiede“ bezeichnet.

Allein der Glanz war Schein. Durch die Missernten, die Stockung des Verkehrs, die Entvölkerung und den Untergang ganzer Ortschaften, die erhöhte Unsicherheit der von Besitzlosen und Unzufriedenen belagerten Straßen, die allgemeine Not des heimgesuchten Landes und der häuserleeren halbabgebrannten Residenz, auf deren freien Plätzen das Gras wuchs, waren die Einkünfte der Dynasten beträchtlich geschmälert worden. Der Verlust tüchtiger Hauptleute, wie des Hauptmanns von Haxstein, der so stark war, daß er ein Ohm Wein aufhub und aus dem Spunden trank, hatte den unglücklichen Ausgang mancher Fehden zur Folge, deren wirtschaftliche Schäden seit der Anwendung des Schießpulvers sich überdies bedeutend vergrößert hatten, wie z. B. einem Überfall die halbe Brückenvorstadt zum Opfer fiel. Zudem war Gerlach II. ein Dichter, also unfähig, zu wirtschaften. Und

so erleben wir denn das klägliche Schauspiel, wie er in beständiger Geldverlegenheit Korngülten und Judengeld, Münze, Mühlen- und Marktzoll, alle seine Regalien nacheinander gegen Darlehen und Bürgschaften verpfändet, Turm und Thor, Mauer und Graben seiner Residenz verfehlt, sich in Abhängigkeit bringt von Zünften, wohlhabenden Juden, der ganzen Bürgerschaft, bis er zuletzt sogar seine Herrschaft, Burg und Stadt Limburg, für 28000 alte kleine Florentiner Gulden zur Hälfte dem Erzbischof von Trier verpfändete, der nach dem Aussterben des Hauses im Mannestamm schließlich die ganze Herrschaft Limburg an sich zog.

Der Reichtum und die Macht, die der Adel innegehabt, ging zwar auf das Bürgertum über. Alles wurde demokratisiert. Die Stadt hatte sich als Preis ihrer Zustimmung zu jenen Verpfändungen eine Vertretung der Bürgerschaft aus zwölf Räten mit zwei Bürgermeistern neben den bisherigen zwölf Schöffen errungen. Sie hatte das Recht erlangt, von jedem Frachtwagen, der die Brücke passierte, einen großen Turnos als Zoll zu erheben. Sie genoß Zollfreiheit im Verkehr mit Frankfurt, Köln, Mainz und den Städten der Wetterau und das Privilegium, daß ihre Bürger weder vor einem anderen Gericht als dem Schultheißten von Frankfurt verklagt, noch wegen der Schulden des Dynasten gepfändet werden durften. Die Ritter mußten



sich gegen die Übermacht des Bürgertums zu Innungen zusammenschließen, deren Spottnamen, die Bengeler, die Spieler, die Narren, die Heuftesser — für die Limburger Rittergesellschaft, „die Pfaffen“ — bezeichnend genug sind. Den höchsten Sieg aber feierte die städtische Selbstherrlichkeit in jener denkwürdigen Gerichtsitzung auf dem lindenbepflanzten Platze vor der Dechanei, in der der Schöffe Johann Boppe aufstand — „gär herrlichen“ — und sich gegenüber den geistlichen und weltlichen Fürsten, die erschienen waren, darauf berief, daß über einen Limburger Bürger immer zuerst der Schöffenstuhl zu Limburg zu richten habe und ohne dessen Genehmigung kein Limburger von den Herren oder dem Amtmann verhaftet werden dürfte — also daß die Fürsten mit ihrem ritterlichen Gefolge aufstanden und sich „der großen Vursichtigkeit“ wunderten.

Allein der Feudalismus blieb; nur daß an die Stelle der Ritter jetzt die Patrizier traten. Sie suchten den Ritterstand, wie es die Regel ist, wenn neue Gesellschaftsschichten emporkommen, an Uppigkeit und Luxus womöglich noch zu überbieten. Die Kleiderstoffe wurden grellfarbig; man ging mit flatternden, bis zur Erde herabfallenden Überärmeln, mit federgeschmückten Sugeln, mit Schellchen an den Schwänzchen des Hermelins und an den Spitzen der Schnabelschuhe; die Frauen zeigten sich bei

öffentlichen Gelegenheiten in einer nach unseren Begriffen wenig züchtigen Tracht. Unmäßigkeit, Trunksucht und Laster nahmen überhand, die der Chronist nur in lateinischer Sprache zu erzählen wagt. Die Zünfte verloren sich in engherzige Bestimmungen, die den Zuzug neuer Kräfte verhinderten, die Gesellenfreiheiten unterdrückten, und ein bedrohlich anschwellendes Proletariat großzogen. Derselbe zunftgerechte Krämergeist führte in der Poesie an Stelle des Schwunges und der Phantasie Lehrhaftigkeit und Regelzwang ein: die Ode des Meistergesanges. Von einer Erweiterung des geistigen Horizontes über die Grenzen der Theologie hinaus konnte keine Rede sein. Trotzdem war der Quell der wahren Religiosität so sehr versiegt, daß die Stimme der wieder und wieder warnenden Bußprediger in dem Festlärm verhallte, in den das oberflächliche Geschlecht sich stürzte, um sich selbst, der inneren Langeweile und der Mahnung des Gewissens zu entfliegen.

Und wieder ertönte die schwarze Glocke. . .

Aus den Sümpfen und Unratstätten Agyptens kam mit schwarzen Flügeln und langem Drachenhalse, den Reiter Tod auf ihrem Rücken tragend, die Pest über Europa geflogen, an der Spitze eines Zuges von Raben und Aasvögeln, deren Schwärme den Himmel verfinsterten. Den Hals tief herab gebogen in die Gassen, flog sie über die Städte und hauchte in Türen und Fen-

ster mit giftigem Hauch. Dreimal strich sie über Europa, und dreimal tauchte sie ihren Hals in die Brunnen und engen Gassen der unglücklichen Lahnstadt, deren Mauern und Dächer und Domtürme schwarz waren von Krähen und Raben. Denn wo ihr Rachen hinhauchte, da lagen die Straßen voll Leichen, und die Säuglinge krochen darüber und sogten sich aus den Brüsten der Mütter den Tod. Man floh entsetzt ins Weite, aber die Bauern, denen die ersten Flüchtlinge die Pest in die Gehöfte getragen, steinigten jede fremde Seele, der sie begegneten. Wer verdächtig ausah, wurde von Haus und Herd geholt, um draußen in den Siechenbaracken zu verschwinden. Viele entflohen und versteckten sich in Gräben und Sielen, jeden tötend, der nahe kam. Man schüttete auf dem Massengrab, in dem man die Leichen begrub, einen ganzen Berg auf, der noch lange der Pestberg hieß, um den Seuchenherd zu ersticken. Aber es half nichts. Man verteilte Wacholder und Essig; ließ Scheiterhaufen von Fichtenholz rauchen, um die Luft von dem furchtbaren Geruche zu reinigen. Aber das Geläute der schwarzen Glocke hörte nicht auf. Man strömte in die Kirchen, die man auch nachts nicht verließ; und der erleuchtete Dom mit dem Spiegelbild seiner blutroten Fenster im Wasser verkündete im Dunkel fernhin den Jammer der Stadt. Wallfahrten und Bußgänge und Pilgerzüge nach Rom wurden unternommen; Fasten

wurden befohlen; die Reliquien wurden jeden Tag auf den Altären ausgestellt. Und da alles nichts half, da ergriff die Pest auch die Seelen. Man lästerte den Himmel, warf die Kreuzfixe ins Wasser, ließ die Leichen in den Häusern verfaulen, ergab sich wüstem Sinnentaumel und lebte in wilder Zuchtlosigkeit dem Heute, dem kein Morgen mehr folgen mochte.

Da erschienen in langer Prozeßion mit schwarzen Holzkreuzen und Bannern, auf denen Feuer- und Schwefelregen niedergingen, die Flagellanten, rote Kreuze auf den finsternen Kapuzen, die das Gesicht bis auf die Augenslöcher verhüllten, geführt von Kerzenträgern und Vorsängern, in deren traurige Weise der Zug der Vermummten einfiel. Und in ihren Händen trugen sie Geißeln. Und als sie in den Dom eingezogen waren und der Vorsänger das Miserere anstimmte

„Nu redet uf die uwer hende,  
daz Got daz große sterben wende;  
nu redet uf die uwer arme,  
daz sich Gott ober uns irbarne“

— da entblößten sie sich bis zum Gürtel und schwangen, auf den Knien liegend, die gestachelten Riemen über den Rücken, Schlag auf Schlag, in wahnwitzigem Haß gegen den verruchten Körper, bis sie, Schaum vor dem Munde, in einem Rausche von Selbsterniedrigung, mit schwarzen

Ringen um die Augen, in Krämpfen zuckten und das Blut an den Fersen herunterlief. Und indem sie sich mit der Wollust der Selbstvernichtung des Mords, des Meineids, der Hoffart und jeder Ehrlosigkeit bezichtigten, verletzten sie das arme Hirn der leicht umgelenkten Massen in einen solchen Zustand von Reue, hündischer Selbstanlage und Märtyrersehnsucht, daß Ritter, Bürger und Bauern weinend in das Geheul der Bußlitaneien einstimmten und selbst Frauen und Kinder fanatisiert ihren Leib marterten. Zweimal am Tage wand man sich blutüberrieselt unter der furchtbaren Zuchtrute und schloß diesen „Gottesdienst“ damit, daß man einen von einem Engel vom Himmel herniedergebrachten Brief Christi verlas, wonach Gott aus Zorn über die Sünden der Christenheit den schwarzen Tod sandte und nur auf Fürbitte Marias nicht bis zur völligen Vernichtung schritt.

Aber das Sterben hörte trotz der Verkündigung und trotz aller Peitschenhiebe nicht auf, und das Volk, am Ende seines Vertrauens und müde der Almosenlast, welche die Geißelfahrer ihm aufbürdeten, drohte wieder von der Bewegung abzufallen. Schon hatte sich zu allen anderen Übeln als Folge der schauerlichen Erregungszustände Epilepsie eingestellt. Die Tanzwut kam hinzu, bei der die Besessenen in religiösem Wahnsinn wie Derwische tanzten, bis sie mit geiferndem Munde und unförmlich auf-

getriebenen Leibe unter Zudungen zusammenbrachen, eine Erscheinung, die ebenso wie die Geißelzüge das Laster sich zunutze machte, um unter dem Deckmantel der Krankheit und der Frömmigkeit Greuel zu verüben. Auch Geistlichkeit und Obrigkeit drohten jetzt einzugreifen. Da wandten die Geißler ein teuflisches Mittel an, um ihre Popularität wiederherzustellen. Sie verbreiteten das Märchen, die Juden — in deren Reihen sich viele Ärzte befanden — hätten Flüsse und Brunnen vergiftet, mit einem Gifte, das aus Christenherzen, Hostienteig, Basiliskenfleisch und Kröten bereitet sei. Dies war die Losung, um sich gleich wilden Bestien auf die Juden zu stürzen, sie zu verbrennen, mit Heugabeln, Dreschflegeln und Arten zu erschlagen oder solange zu foltern, bis sie in den Delirien des Schmerzes Giftmischerei und alles zugestanden, was man wollte. Nur diejenigen blieben verschont, die zum Kreuze griffen oder es vorzogen, sich lieber selbst mit Weib und Kind dem Feuer zu überliefern, als jenen Händen. Wenn auch im Grunde ihr bares Geld die „Vergiftung“ war, wegen derer sie getötet wurden (wie ein Chronist aus jener Zeit sagt), so spielte der religiöse Fanatismus doch ebenso dabei eine Rolle, wie bei der Judenschlacht, die der nassauische Bauer Armloder einige Jahre vorher, um die Marter und Wunden Christi zu vergelten, ins Werk gesetzt hatte.

Freilich — auch jene entsetzliche Seuche war wie jedes Unglück verschuldet, wenngleich das Zeitalter in der Erkenntnis der Ursachen und der Mittel ihrer Bekämpfung irrte. Man wußte nichts von Hygiene. Die Straßen waren so eng, daß den Planwagen, die durch die Fahrgasse von Limburg fuhren, ein Ausscheller vorausgehen mußte, der die Bäder veranlaßte, ihre Fenster- auslagen hereinzunehmen. In vielen „Ahlen“ stießen die vorgelegten Giebel zusammen. Nirgends zeigten sich Vorboten des folgenden Jahrhunderts, von dem Aneas Silvius meint, kein Volk Europas habe reinlichere und luftigere Straßen als die Deutschen, und ein schottischer König würde wünschen, so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger einer deutschen Stadt. Vielmehr starrten die krummen winkeligen Straßen mit ihren Sackgassen, Höfen und Durchgängen von Unsauberkeit. Das Volksbuch von Till Eulenspiegel läßt uns erkennen, wie es darin ausgesehen haben mochte. Hunde, die hier die eiterigen Lappen eines Hautkranken berochen, wälzten sich dort mit Kindern auf der Straße. Die Schornsteine fehlten oder waren so mangelhaft, daß alles verrußte und verräucherte. In dem Unrat, den Düngerhaufen und städtischen Abfällen, für deren Abfuhr nichts geschah, wühlten die Schweineherden. Die Abwässer, von keinem Kanale aufgenommen, standen verschlammmt in allen Vertiefungen der unebenen Wege, eine

Brutstätte von Larven und Gewürm. Die Toten wurden innerhalb der Stadt, im Hofe der Pfarrkirche begraben, und da die alten Gräber immer wieder benützt werden mußten, so deckte man eine Leiche mit den Überresten der anderen zu, soweit die aufgefundenen Knochen nicht im Weinhaus zur Schädelburg aufgeschüttet wurden. Die ekle Lauge des fauligen Gerinnsels der ganzen Stadt sickerte in das Grundwasser und vergiftete — freilich in anderer Weise, als der finstere Volksglaube annahm — tatsächlich die Brunnen. Weder in das dunkle, feuchte, übelriechende Säckchengewirr, in dem die Ratten schlüpfen, noch in die kleinen, fensterarmen Holz- und Lehmhütten, die mehr Höhlen oder Ställe als Häuser waren, drang ein Strahl des keimetötenden heilkräftigen Sonnenlichtes. Unmäßigkeit, Schlemmerei, Schmutz und ein unerhörter Tiefstand der gänzlich vom Aberglauben beherrschten Medizin kamen hinzu — und es starben während eines Vierteljahres in Limburg zweitausendvierhundert Menschen, außer den Kindern. Und die Straßen, an denen der Würgengel diesmal vorübergegangen, zeichnete er bei dem zweiten Sterben, und wo er bei dem zweiten vorübergegangen, da kehrte er bei der dritten Seuche ein, bis der Schlag der schwarzen Glocke endlich ausschwang, verschwebend wie summende Luft, und der Frieden des Todes lag über der verstummten Stadt. . . .

Ihr Glanz war dahin. Es läßt sich er-



messen, welche Lücken jene Sterblichkeitsziffern in ein Gemeinwesen rissen, das zur Zeit seiner höchsten Blüte zweitausend Ritter und Bürger unter Waffen ausenden konnte und achttausend Menschen zählte, die zu Ostern das Abendmahl empfangen. Allenthalben sah man auf Tod und Ruinen. Verlassene Häuser, die niemand wieder aufbaut, schwarz ausgeschlagene Kirchen, brachliegende Felder, greisenhaarige Armut, gebrochene Männer, bleichwangige Witwen, Kinder mit ernstesten Augen, die nicht lange leben, Verwachsene — denn niemals hatten die Frauen so viel mißgestaltete Wesen zur Welt gebracht, als in diesen schreckensvollen Jahren. Überall ragte Golgatha, die Schädelstätte, und predigte, daß die Welt nur ein Kerker sei, das Leben ein Übel; daß man einzig danach streben müsse, die Befreiung daraus zu verdienen, und jederzeit gerüstet sei, vor den Richterstuhl des Höchsten zu treten, der das furchtbare Strafgericht verhängt. Man suchte die Erlösung durch den Glauben und unterwarf sich in Demut der Leitung der Kirche. Alles verkirchlichte sich. Die Kirche regelte die Sitten; die Kirche übernahm die Wohlfahrtspflege; sie unterwies in praktischen Dingen und belehrte in geistigen. Es wurden neue Brunnen angelegt; das heilige Geisthospital wurde durch die reiche Stiftung eines Limburger Bürgers Werner Senger zu einem der großartigsten Krankenhäuser ausgestaltet. Kreuzfixe mit ewigen Lam-

pen wurden an den Straßenbiegungen aufgestellt. Heiligenfiguren belebten die Ecken, Nischen und Türeingänge der Häuser, wie sie noch allenthalben in Limburg zu finden sind. Heiligenhäuschen, Bildstöcke, Marienbilder bewachten das Feld. Man stiftete Laternen zur nächtlichen Beleuchtung gefährlicher Wege und das Stundenläuten für verirrte Wanderer. Die Wilhelmiten, die ihr Kloster wegen der häufigen Überschwemmungen von der Lahninsel vor das Diezertor verlegt hatten, bauten die St. Annakirche; die Barfüßerkirche erstand in ihrer jetzigen Gestalt; die Bisterzienser von Eberbach gründeten sich ein Bruderhaus und jene Kapelle, die später nacheinander als Salzmagazin, als evangelisches Bethaus und als Synagoge gedient. Die Ralandsbrüder, die bei der Pest den Verschmachtenden beigestanden, siedelten sich an, und lange noch wohnte auf der weidenbewaldeten Arnoldschen Insel im Schatten des Domsfelsens Bruder Siegentrost, dessen Lied und Geigenspiel die Kraft hatte, unheilbare Kranke zu trösten und das Auge der Sterbenden noch einmal zu verklären: das Volkslied erklang in seiner schmerzvollen Innigkeit.

Wie die Geißlerfahrten neue Hymnen hervorgebracht, weckten die Prozessionen und Wallfahrten jetzt Heiligengesänge und Kirchenlieder — wie denn überhaupt die Kirche nicht als kunstfeindlich bezeichnet werden kann. Die Architektur lag in ihren Händen, sie förderte die Mal-

kunst, die Holz- und Steinplastik, die Kunstschlosserei, die Glasmalerei, die Goldschmiedekunst, Stickerie, Weberei, Buchschmuck — jegliches Kunstgewerbe, und entfaltete in edelsteinbesetzten Gewändern und goldenen Ketten, Kerzenflimmer und Musik, Weihrauch und hieratischen Kultformen einen Aufwand an Schönheit und Stimmung, der ein Zugeständnis an die menschliche Sinnenfreude war, wenn ihr eigentliches Ziel auch die Apotheose der Seele blieb, und nicht die Vollendung des Körperlichen. Aber zum Körperlichen und Weltlichen hatte das hartgeprüfte Geschlecht gar keinen Hang. Der Körper war nur die irdische Hülle, die den himmlischen Schmetterling umschließt. Man ging in Saß und Asche; wurde so unirdisch und asketisch, daß bei den Disputationen der Franziskaner und Dominikaner die Sitte begann, an bestimmten Tagen den ganzen Tag ohne Essen und Trinken dazustehen, um jedem, der Lust hatte zu religiöser Unterhaltung, Antwort zu geben. Ein romantisches Verlangen nach dem Jenseits lehrte die tränengeröteten Augen des Zeitalters glühend nach oben und riß die Entwicklung aller Lebensformen mit hinauf; so hoch, daß das Leben gleichsam nicht mitkonnte — eine Vorstellung, die sich beim Anblick der vielen unvollendeten gotischen Kathedralen unwillkürlich unserer bemächtigt. Wer in den Formen den ewigen Gehalt sucht, wird empfinden, daß Seelen solcher Art sich in

einfachen, gewöhnlichen Bauformen nicht ausleben können. Sie bedürfen wunderbarer, überschwenglicher Eindrücke. So schlank wie die mageren Gestalten in ihren enganliegenden Gewändern werden die Säulen. Schmal schießen die Wände auf. Der Rundbogen streckt sich und streckt sich bis zum steilen Scheitel zweier sich schneidenden Biegungen. Die Mauern werden so leicht, daß sie von einem Wald von schlanken Strebepfeilern als Widerlagern umstellt werden müssen. Die ruhevollere Breite der Horizontalinie ist geschwunden. Führer und Hauptausdruck des Baues ist der Turm, nach dessen Vorbild die ganze Kirche stilisiert wird — anders als bei den Italienern, die den Turm unorganisch als Campanile neben die Kirche stellten, weil er nicht aus dem Geiste geboren ward, jenem Geiste, der die Kirche zu einem Gerüst von lauter aufwärtsstrebenden, nach Entwicklung und Auflösung drängenden Kräften macht, als wäre sie die in Stein verzauberte Seele der Zeit, wie diese auch im Innern erfüllt von unbestimmtem Zwiellicht. Denn der klare Tag darf nicht hereindringen. Obwohl die Fenster die ganze verfügbare Wandfläche einnehmen, webt er, durch gemalte Scheiben verwandelt, aus blutendem Purpur und geheimnisvoll glutenden Feuern die farbige Dämmerung, in der sich die Mystik der Zeit, noch genährt von der deutschen Mondscheinsehnsucht, in ihrem Elemente befand.

---

---

## Balladen

### Die Freifrau von Stein

Wo das Licht ist oben im Wald, steht die Burg  
auf steilem Gestein.  
Tief unten — ein Flämmchen im Fluß — glimmt  
trüb der Widerschein.  
Gar tief ist das Mutterherz.  
Weißhaarig im festlichen Saale, inmitten der  
Kinder all  
— zwölf blühenden Söhnen und Töchtern mit  
adligem Ehegemahl —  
sitzt die Mutter mit strahlenden Wangen. Hell  
brennen die Kerzen im Saal.  
Und jede Brust trägt ein Lichtlein in Spange  
und Panzerstahl.  
Kristallen blinken die Schalen . . . Die Paare ver-  
mischen sich bunt . . .  
Und lachende Zähne schimmern aus rotem  
Frauenmund.  
„Was trittst du ans Fenster, Mutter? Was schau-  
st du ins Dunkel hinaus?“  
— „Von dem vielen, dem vielen Glanze ruh ich  
die Augen aus!“ . . .

Aufgehen die Flügeltüren. Es klirrt Châtelaine  
und Sporn . . .

Verneigen. . . Es stimmen zum Reigen sich  
Geigen, Hoboën und Horn. .

„Was deckst du die Augen zu, Mutter? Und  
willst du nicht zusehn?“

— „Zwölf Kerzen brennen herunter. . . Das  
schmerzt mich anzusehn!“

„Ach, meine liebste Mutter, ich stürbe gern vor  
dir!“

— „Mein Kind, so sollst du nicht sagen! Zuviel  
des Glücks seid Ihr!

Ich möchte das Öl meines Lebens — ach, warum  
kann ichs nicht! —

zugießen in dieser Stunde zu Eurem Lebens-  
licht!“ . . .

Und die Schleier durchschlingen luftig den tanz-  
durchwogten Saal,

und gerötete Frauenschultern leuchten wider aus  
Panzerstahl.

Der Sohn — aus dem Gedränge hinüber hält er  
den Blick —

Vom Sitz erhebt sich heimlich die Mutter — sie  
schaut nicht zurück —

Sie schreitet zu der Türe — er sieht's und wehrt  
es nicht —

Die Tür ist zugegangen. Herunter sinkt das  
Licht.

Wie Tränen laufen die Tropfen des Wachses  
die Kerzen entlang. . .

Eine Saite springt. . . Doch die Hörner über-  
tönen's mit lauterem Klang.  
Die Kerzen, die zwölf, werden heller und neh-  
men wieder zu.  
„O, Mutter! Wo ist unsre Mutter? . . . Mutter,  
was tatest du?“  
Sie suchten sie im Nebel, im Wald, am Fluß,  
im Tal,  
mit Spürhund und mit Fackeln, mit Ruf und  
Hornsignal.  
Sie ward nicht mehr gesehen. . . Zwölf Burgen  
ragen im Reich.  
Ein Stern mit goldnen Wimpern gießt Licht auf  
sie zugleich.  
Gar tief ist das Mutterherz.



### In den Zwölften

Schmelzwasserbäche durchrinnen den löchri-  
gen  
Schnee;  
Nässend über den Schneefeldern graut die Luft.  
Schwärzer hebt sich der schwizende Stamm in  
die Höh.  
Schwärzer enttauchen die Hecken gespenstlichem  
Duft.  
Kirchhofskreuze wanken aus schneeiger Gruft.  
Und die Nacht erfüllt ein Nebelfee.

Hat der Schatten dort sich nicht bewegt?  
Morsch entweicht der Schnee unter patschendem  
Gang.

Durch die Hecke, die den Garten hegt,  
Zieh'n Gestalten ein, im Zuge, lang,  
Die, geweckt von Tau- und Tropfenklang,  
Ihre Totenlaken abgelegt.

Pfähle sind übers Kreuz mit Seilen bespannt,  
Weißes Linnen ist über die Leinen gehängt.  
An die Klammer greift eine knöcherne Hand,  
Hat das Linnen im Schwung um die Schulter  
geschwenkt.

Bald ist Laken nach Laken abgehängt —  
Patschend verläßt der Zug das Gartenland.

Und es geht ein Fenster auf am Haus:  
„Wessen Schritte hör ich immerzu?  
Welcher Mund sprach meinen Namen aus,  
Zwingt mich anzuziehen meine Schuh,  
Nachzufolgen in die Nebelruß  
Dieser tödlich-feuchten Nacht hinaus?“

Eritt sie vor die Türe, tut es einen Schlag,  
Daß sie auf das Herz die Hände drückt:  
Vor ihr rutscht die Schneelast von dem Dach,  
Und — sie hat das leere Seil erblickt!  
Wer hat ihr das Totenhemd geschickt?  
— Über die Hecke weiß noch ein Linnen lag. . . .



Und das Wasser drang in ihren Schuh,  
Doch sie holte sich das Laten dort.  
Legte sich dann wiederum zur Ruh.  
Frost kam wieder — eisigalter Nord.  
Und den nächsten Abend ging sie fort.  
Und der Schnee deckt ihren Hügel zu.



### Die drei Raben

Es sitzen drei Raben — ihr Schnabel ist grau  
und alt —  
auf der ältesten Eiche im Westerwald.

Sie sitzen mit silberner Kronen Last  
auf kahlgeschältem, krummem Ast.

Der ragt übern Schnee, wie aus Grab und Gruft,  
in die frostig gerötete Bergabendluft.

Und der eine sagt: „Es ist ein Jahrtausend her,  
da ließ ich ein Samenkorn fallen im Schnee und  
sah es nicht mehr.

Und eh nicht ein Kind in der Wiege gewiegt,  
die aus dem Eichenstamm gefügt,

der aus dem Samenkorne sproß —  
eh darf ich nicht heimkehren in mein Vatereschloß.“

Sagt der zweite: „Und wenn das Kind mit seiner  
Tränen Weh  
ein Tal gewaschen in die Berge von Schnee,  
und unter dem überhängenden Schnee in die  
Felshöhle bringt,  
wo die gletschergrüne Eisglocke klingt,  
tieffinnen klingt mit verschüttetem Klang —  
dann holen mich Wagen und Roß und der Zauber  
zersprang.“

Sagt der dritte: „Und schaufelte wieder Schnee  
über alle der Tod,  
und es wächst eine Rose rot  
aus dem Herzen des Lebten über das weiße Grab,  
und der Tod schlägt die Sense darnach und sie  
geht nicht ab,  
und die Sense des Todes zerschellt —  
dann reite ich heimwärts über das demantbe-  
stäubte Feld.“

Und während sie sprachen — in leis-leisem Fall  
tränenglikernd rieselte auf sie der Schneekristall,  
bis sie schliefen im Monde . . . Im Mond silber-  
grün  
sah ich heut nacht die Baden der Kronen glühn . . .



### Die Geraubte

Laß mir noch den schönen Zorn  
deines überraschten Blickes,  
als den Sturmruf des Geschickes  
plötzlich schmetterte mein Horn;

ich verkappt vom Rappen sprang  
an der Schicksalsreiter Spitze,  
in der Raubluft Stolz und Hitz  
hoch dich in den Sattel schwang!

Laß mir noch die schauderkalt  
krampfgespreizte Hand, die weiße,  
als dich Augen, funkelheiße,  
trafen aus des Helmes Spalt;

als du meiner Brust Vulkan  
spürtest, hart herangezogen,  
dich entsetzt hinweggebogen,  
wollten meine Lippen nahn! —

Jetzt durchspielt ein Feuerglanz  
den verstohlenen Schliß der Lider;  
küssst leis erprobend wieder — —  
O, du — gib dich noch nicht ganz! —

Ganz dich haben, heißt vergehn.  
Sinnberaubend — dein Umschlingen!  
Und so schön ist: dich bezwingen,  
immer noch vor Siegen stehn!



## Erlöser

Der Traumgeist nahm mich unter seinen Zauber-  
mantel . . .

Ich flog und flog im Saufe durch die Sphären  
Hinauf; hinauf, bis wir in roter Nacht  
Auf einem unbewohnten Sterne landeten.  
Und schwindelnd stand ich an dem Inselraume  
Vor einem Abgrund, den kein Auge lotet,  
Und starrte — in die offene Hölle drunten.

So viele Menschen auf der Erde leben  
Und je gelebt, so viele sah ich dorten  
In langen Reihen vorgefeilt  
Dem ungeheuren Eisenwagen,  
Der durch die Ewigkeit den Weltball fährt.  
Sie ziehn und ziehn, an strammem Seil,  
Mit hohler Brust, gekrümmten Knien,  
Des Lenters Peitsche über sich.  
Der Wagen aber rührt sich nicht,  
Bis alle tausend Jahr  
Ein Feuergeist gespannt wird in die Schar,  
Der in das Seil sich wirft mit Überkraft,  
Mit Überkraft,  
Und schafft und schafft,  
Die festgefahnen Räder endlich löst,  
Den Ball um Weites vorwärts stößt

Und — nun Millionen FüÙe laufen —  
Zusammenstürzt,  
Aus den gesprengten Adern sich verblutend,  
Zertreten von dem Haufen.

Dann hängt der Wagen wieder fest.  
Die Sklaven ziehn, an strammem Seil,  
Mit hohler Brust, getrümmten Knien,  
Bis nach tausendjährigem Lauf  
Wieder steht der Starke auf,  
Der sein Herzblut für sie läÙt.

— — — — —

Ich faÙte meinen Führer fester an;  
Wie Ohnmachtschwäche kam es über mich.  
Ich mußte wissen . . . ein vertrauter Klang  
— wo hab ich ihn vernommen? — drang  
Herauf und rührte mich,  
DaÙ ich die Frage länger nicht bezwang:  
„Was haben sie begangen? Was ist ihr Vergehen?  
Wie heißt die Hölle, wir die sehen?“  
Sprach mein Begleiter:

„Keine Sünde!

Keine Hölle diese Gründe!  
Was wir sehn, ist die Beschwerde  
Deiner Brüder, ist die Erde!“

Und ich sagte: „StoÙe mich  
Häuptlings in den Weltraum! Nimmermehr  
Sieht mich diese Hölle . . . Warum trugst du mich,  
Solchen Jammer anzuschau'n, hierher!“

Und der Führer:

„Bald ist das Jahrtausend voll,  
Wo der Helfer wieder kommen soll.  
Durch sein Blut muß alles Weltleid gehn.  
Du — bist dazu ausersehn!“



### Beda

753

Die Osterglocke läutet. Wer ist es, der sie schwang?  
Das ist kein Osterjubel, das ist ein Sterbeklang.  
Die Klosterglocke läutet — der Tod ist's, der sie  
schwingt!

Und Bedas ist die Stimme, die aus der Zelle  
singt . . .

Das Lied des sterbenden Meisters klingt in den  
Glockenschall.

Sechshundert Mönche weinen, seine Schüler  
weinen all.

Die Tür geht auf; es führen ihn Nothelm und  
Albin.

Im Kreuzgang in einer Gasse sechshundert  
Mönche knien.

„O, halte heut nicht Schule, Vater, wir bitten  
dich!“

Und Beda steht: „Die Wahrheit, Albin! Wie lange  
— sprich —

wie lang zu leben gibst du mir ohne Rur und  
Kraut?“

„Noch vierzig Tage, Meister!“ Die Mönche  
schluchzen laut.

„Noch vierzig Arbeitstage, das ist Gewinn, Ge-  
winn.

Das Leben zu vollenden — geb ich das Leben hin.  
Nun eilt! Noch vierzig Tage! Das ist bis  
Himmelfahrt!

Nun lernt, daß sich euch allen die Wahrheit  
offenbart.

Ich will nicht, daß noch eine, noch eine Lüge  
bleibt.

Drum eilt, daß ihr noch alles vorm Ende nieder-  
schreibt.“

Der Meister mit den Schülern im Kreis um ihn  
herum!

Das ist ein eifrig Treiben in dem Skriptorium.  
Und Tag um Tag.. Noch dreißig.. Noch zwanzig..  
Nun noch zehn..

Der Schreiber kann vor Weinen kaum noch die  
Zeilen sehn.

Den Schülern fließt beim Lesen die Träne in das  
Buch,

und nur der Meister — lächelnd erklärt er Spruch  
um Spruch.

Doch immer tiefer neigt sich das Kinn in seinen  
Bart.

Die letzten Tage flogen und heut ist Himmelfahrt.

„Es fehlt noch ein Kapitel.“ — Der Schreiber mel-  
det's an —  
„O, gönn dir Ruhe, Vater, du hast genug getan.“  
„Es ist ein Leichtes, schreibe geschwind und eile  
dich,  
dann steht mein Werk vom ersten zum letzten  
Federstrich.“

Der Maienmorgen duftet; die Fenster stehen auf;  
Der Schreiber füllt die Seiten; die Sonne spielt  
darauf.  
Es sitzt auf Bedas Herzen ein Schmetterling in  
Ruh,  
und auf und zu bewegt sich sein Flügel, auf  
und zu.  
Die Dämmerung sinkt; der Falter sitzt noch an  
seinem Platz.  
Der Schreiber meldet wieder: „Vater, noch einen  
Satz.“

„Schreib schnell!“ Der Falter öffnet die Flügel  
noch einmal . . .  
Sechshundert Mönche halten den Atem an im  
Saal.  
Man hört die Feder gehen, da wird der Punkt  
gesetzt.  
„Geliebter, lieber Vater, du bist zu Ende jetzt.“  
„Du sagst's, es ist zu Ende, Ehre sei Gott, dem  
Herrn!“  
Es wendet sich nach oben der dunkle Augenstern.



Der Falter legt die Flügel zusammen weich und  
sacht.  
Der Meister hat die Lippen, die Augen zugemacht.  
Sechshundert Mönche beten und fallen auf die  
Knie  
und Requiem aeternam in Tränen singen sie.  
Sie sehen, wie der Falter sich von der Brust  
erhebt —  
und in dem Strahl des Mondes zu blauen Höhen  
schwebt.



### Margareta von Norwegen

(1290)

So still wie auf glasklarem Weiher liegt die Bark  
auf dem Bergener Fjord . .  
Lautlos wie ein schattend Geheimnis ist die Bark  
auf einmal fort.  
Die Königin stand in der Krone des Turms von  
Bergenhus;  
wie sie auffah — die Bark war verschwunden, ver-  
säumt der Abschiedsgruß!  
Die Königin hielt die Hände vor Schreck aufs  
Herz gepreßt:  
„Ich meine, der Anker säße in meinem Herzen fest

und schleifte mich durch die Wogen nach Schott-  
land hinterher;  
mir ahnt, mir ahnt: ich sehe meine Tochter  
nimmermehr!  
Von den Klippen von Ringshorn stürzte der  
Vater jäh in den Tod;  
ich sehe die weißen Klippen und die Wellen noch  
blutig-rot!  
Mein Kind, du holst dir dein Erbe; mein Kind,  
o fahre gut!  
Und dennoch wollte ich lieber, auch dein Blut  
röte die Flut,  
als daß deine Ehe Schottland nun England ein-  
verleibt,  
als daß unser freies Schottland nicht ewig  
Schottland bleibt!“

Gegenüber stand Prinz Edward an der Küste  
sehnsuchtsvoll,  
so dicht, daß ihm die Woge bis unter die Füße  
schwoll.  
Und wenn das Meer hinausgeht, zieht ihm Mar-  
gret das Herz aus der Brust;  
und wenn das Meer sich vollfüllt, füllt ihn Mar-  
gret mit brausender Lust.  
„Ich stehe zuvorderst am Strande — das erste,  
was sie schaut  
und was sie grüßt vom Lande und grüßt als des  
Landes Braut.“

Ich spüre ihr Steuer stehen auf mich, den nimmer  
sie sah;  
ich habe sie nimmer gesehen und fühle sie immer nah:  
Ich streichle mit den Brisen ihr nordisch-blondes  
Haar,  
ich breite ihr auf dem Schiffsbett blaue Dunen-  
decken dar,  
ich umschäume mit den Wellen ihren frisch hin-  
fliegenden Kiel,  
ich spritze mit klatschender Nässe ihren plätschern-  
den Händen ins Spiel,  
ich mische mich unter die Möwen, die schwenken-  
den Sturzes scharf  
das Brot aus den Lüften fangen, das sie neckisch  
der hintersten warf —“.

So sah sie Edward nahen, — aber so war es nicht.  
Wohl lag sie in Dunen und Decken, aber mit  
blassem Gesicht.  
Wohl taten ihr Wind und Wellen auf Puls und  
Stirne gut,  
aber es war nicht zum Spiele, sie kühlte des  
Fiebers Glut.  
Wohl gaben zwei weiße Möwen unermüdlich dem  
Schiffe Geleit,  
doch waren zwei schwarze Raben wetteifernd mit  
ihnen im Streit;  
jetzt überholten die Raben die weißen Möwen  
ein Stück,  
doch dann gewannen die Möwen die Führung  
wieder zurück.

So rangen sie unentschieden, wer endlich den  
Sieg gewinnt —  
so rang auch mit dem Fieber im Schiff das  
Königskind.

Wohin starrt Prinz Edward plötzlich? Wonach  
streckt er die Hände aus?  
Eine Nebelwand ist gestiegen — was ragt überm  
Nebel heraus?  
Die Nebelwand schließt alle Weite — doch auf  
dem Nebel ruht  
eine Krone, die Krone des Mastes der Königs-  
bark von Yarmouth.  
„Sie kommt, sie kommt!“ Von der Krone kein  
Auge verwendete er;  
weder Schiff, noch Mast war zu sehen, nur die  
Krone bewegte sich her!  
Prinz Edward rief: „Alle Glocken des Landes,  
erhebt Geläut  
und schwingt hinaus in die Lüfte den Hall, der  
den Nebel zerstreut!  
Von John o' Groat's bis Landsend schwenkt  
Grüße, Fahnen! Auf!  
Und flattert und fliegt von den Dünen, die Küste  
hinab und hinauf.  
Von John o' Groat's bis Landsend, von Lands-  
end bis John o' Groat's  
— eine Feuermauer — lobt die Küste flammen-  
den Rots!“

Die Glocken werden gezogen — Wie? Kein  
Ton erklingt?  
An den Stangen hängen die Fahnen — aber  
kein Zipfel schwingt.  
Die Feuer werden entzündet — aber du siehst  
kein Licht.  
Die Krone geht unter im Nebel, der Nebel fällt  
dichter und dicht —  
Ein Schatten, der Lotse, landet vor Edward ein  
stummes Boot;  
die Hoffnung von England war drinnen und die  
Erbin von Schottland war — tot.



### Douglas, der Verlierer

1424

Der Turm von Berwick läutet Alarm . . .  
„Was beginnst du wieder den Kampf,  
Graf Douglas? Dein Schwert bleibt immer warm,  
Und dein Pferd steht immer im Dampf.“

„Ich muß! Was schwächt ihr immer hin,  
Ich sei der erste Mann?  
Wenn ich mehr als Percy-Heißsporn bin,  
Warum siegt der Percy dann?“

Bei Fullhope, Wart, im Nesbitmoor —  
Dreimal fing er mich.  
Ich kämpfte wie er, doch ich verlor!  
Warum er nicht? Warum ich?  
Sein Schimmel — Espérance heißt er!  
Meine Stute — La Mort heißt sie!  
Wo ich dabei bin, geht es quer;  
Wo er dabei ist, nie!  
Ich berste vor Neid, ich ersticke vor Groll!  
Ich muß einmal siegen! Ich will!  
Auf, Lords von Angus, Orkney, Atholl —  
Hinüber nach Homildonhill!“

Es war am Kreuzerhöhungstag . . .  
Die Heide blühte rot  
— Für Percy! Aber den Schotten lag  
Ein Zehntausend im Blute tot . . .  
Fiel Finsternis plötzlich, blut schwarze Nacht?  
Douglas' Auge durchdrang das Geschoß!  
Der Verlierer Douglas — verlor die Schlacht . . .  
Dumpf sieht er auf Percys Schloß — —

„Douglas, ich weiß, warum du mich haßt . . .  
Laß uns Freunde sein, ich und du!  
Du gibst die Gaben, die du haßt;  
Ich gebe das Glück dazu.  
Und als Dritter sei Owen Glendower,  
Der Zauberer dabei . . .  
Komm mit mir gegen den Lancaster —  
Wer widersteht uns Drei?“

Ein Auge nur hatte Douglas noch,  
Aber Sieg, das Sonnenwort,  
Sah er mit goldnen Lettern doch  
Auf weißer Fahne dort.  
Hoch in den Wolken aufgesteckt  
Schon wehen sah er sie,  
Und das siegeslehzende Schwert gerecht  
Flog er nach Shrewsbury . . .

„Heil Percy, gewonnen! Der König liegt!“  
— — „Nein, Douglas, es ist Walter Blunt!“  
„Jetzt ist es der König, Percy! Gesiegt!“  
— — „Wo, Douglas? Ach, Shirley, der Hund!“  
„Nun traf ich den Rechten, Percy! Sieg!“  
— — „Zeig Douglas! Stafford, schwernot!  
Flieh, Douglas! Der König gewann den Krieg!  
Er lebt und ich bin tot!“ . . .

In den blauen Flachs im Severntal  
Legte Douglas den bleichen Mann.  
Ich siegte nicht durch dich einmal!  
Mein Unglück steckt andre noch an!  
Umsonst aber nahmen sie dich mir nicht,  
Ich zahle es ihnen zurück.  
Ich erbe von dir der Rache Pflicht,  
Vielleicht erbe ich auch dein Glück!“

Und der Verlierer fährt übers Meer  
Und reitet bei Verneuil de France  
Mit Frankreich gegen das englische Heer  
Auf — Percys Roß Espérance!

„Glück, einmal wende dein Antlitz auf mich!  
Nie gelang mir im Leben ein Ziel . . .  
Wenn ich heut nicht siege — sterbe ich!“

• • •  
Und Archibald Douglas — — fiel.



### Der Vogel Liebe

Majada schläft und Leila lebt!  
Am Wege liegt Majadas Grab.  
Es ist ein Strauch dem Grab entstreckt,  
Dem Grab, das Wüstensand umgab;  
Da sitzt, vergessen wie das Grab,  
Der Vogel Liebe.

Vertriebener Vogel! Leila trieb  
Dich fort und nahm den andern Mann,  
Und hatte doch Majada lieb.  
Wie gut man doch vergessen kann!  
Denn daß du lebst, wer denkt daran,  
Verjagter Vogel!

Und Leila lebt! Und Leila wiegt  
Der Reittamelin schlanker Tritt,  
Und wo das Grab Majadas liegt,  
Da führt vorbei des Mannes Ritt,  
Da hemmt der Mann des Tieres Schritt.  
O, Vogel Liebe!



„Vom Fiere, Leila, steig herab!  
Der einst dich ehrte, schlummert hier;  
Begrüße deines Freundes Grab!“  
Doch Leila lacht: „Was soll er mir?“  
— „Wem teuer du, der ist es mir!  
Den Toten grüße!“

Sie folgt . . . Was quillt im Herzen auf?  
Sie wankt. Den Strauch! Wie wirr sie greift!  
Vom Strauche fliegt der Vogel auf;  
Und von des Vogels Flug gestreift,  
Umsinkt sie tot . . . Zur Heimat schweift  
Der Vogel Liebe.



### Bismarck

Wie bäumte der feueratmende Gigant,  
an den Felsen geschmiedet, das Fleisch! Ich war  
in Menschenform gebannt,  
in die Fessel des dienenden Manns. Ich schweißte  
ein Schwert  
wie Wetterstrahl,  
schwang es wie Siegfried und — setzte Gunther  
aufs Pferd  
und blieb der Vasall.  
Ich türmte ein Reich, das war mein Reich,

und der Purpurmantel lag auf dem leeren  
Thron . . .

— Hinweg, Napoleon! —

Ich führte den widerstrebenden Kaiser bleich  
die Stufen hinauf zu atemberaubenden Höhn  
und blieb, sein Wächter, mein Wächter, zu Füßen  
des Thrones stehn.

Völker warteten rings auf den Wink meiner  
Brauen,

die Ordnung der Erde zu stürzen, und innen  
rüttelte der grauen

Unholde Schar an dem Kerker, aber ich schiente  
Eisen um mich und diente. Ich diente . . .

— Nun aber, Urdrang, den ich zügelte,  
den Sonnenwagen meines Volks zu ziehn,  
spreng die entriegelte

Bruft, ins wilde Element zurück zu fliehn!

Kein Marmordom, kein Weihehaus

soll dich umschränken. In Kiefernforst und Moor,  
Urwald und Heide wirke dich aus,

in knorrigen Stämmen züngle zum Himmel  
empor!

In rauschenden Eichenwipfeln brause der Schrei  
des Donnersturms, den ich mitnahm in den Sarg.

In Felsen, Dornendickicht und Wüstenei

verbrande das Ungestum, das der Panzer barg!

In gekrümmten Bergbuckeln ringle sich lind-  
wurmhaft

die gefesselte Tiefe hinaus das ungelebte Sein,  
wenn in dem irrlichtblauen Wetterschein

das Lannensfinster auseinanderklafft!  
Im schwankenden Wald, der sich zerstört, erschafft  
und ewig mit den Stürmen ringt,  
verwogt die heidnische Erdkraft  
meines Bluts und singt.



### Michelangelo

Du siehst im Steinwald meiner Marmorbilder  
dich suchend nach mir um, verwirrt wie der,  
den hundertmal im Spiegelsaal, im blanken,  
ringsum das gleiche Angesicht betrachtet.  
Du bist ein Weib und bist dir selber klar  
und einfach. Doch du bist hindurchgedrungen  
und nicht erstarrt, Vittoria! So sei  
das wahre Angesicht dir ganz enthüllt . . .

Du bist ein Weib und bist dir selber schön —  
Erschrick nicht, siehst du diesen Felsblock an:  
Am steilen Bergessturze hochgehoben  
den Zauberer draus zu bilden, dessen Arm  
beschwörend ausgestreckt mit Festgewimmel  
des umgeschloßnen Steinbruchs hallend-leeres  
Gebirgstheater füllt — auf zwei gefällter  
Armmutterstämme Schlitten zwang ich ihn,  
von schwerer Säule straffer Heerkolonne  
gezogen, von Carrara endlich an  
und schälte mit begeistert-sichren Schlägen

die Form heraus, so schnell, als ob von innen  
der Stein mir hastig in die Hand arbeite  
— ein Auferstehender, den man aus den Laten  
befreit. . Doch wie ich gotthast Stirn und Auge  
entstrahlen lassen will das Himmelslicht,  
verriegelt sich — da, wo ich jetzt das Tuch  
entferne — meinem Meißel das Gestein:  
Denn einer schwarzen Ader kurze Schlange  
miniert gekrümmt in den geschlossnen Augen!

. . . .  
In diesen Augen lies und lies mich selbst,  
den aus dem Schlummer seliger Gesichte  
die schwarze Halle der Gedanken peitscht! . . .  
Ich liebe dich, wie solche lieben können:  
Ihr Liebesruf ist nur eine Hilfeschrei:  
Wenn sie beglücken, liegt es an dem Andern!  
Mir nachzugraben in den tiefsten Schacht,  
wie eingewachsene Felsen, die mich hindern,  
muß Werk nach Werk ich aus dem Wege räumen:  
das kaum gehobene legt ein tiefres bloß.  
Voll Hast und Angst, es nicht zum Ziel zu bringen,  
verzehrt ein Latenfieber mein Gehirn;  
verzweifelt, wenn die Räder der Entwürfe  
für kurze Pausen der Ermattung stocken,  
und zwingt mich in der Einsamkeit Verschlingung  
vor jedes Menschenanspruchs Tyrannei!

. . . .  
Kannst du mir so verwachsen, mir gesellt  
doch nur die eigene Sphäre umzubreiten,  
so komm! Denn stärkere Gegenwart ist Pein,

und niemand soll mir zusehn, wenn ich bete.  
Rein bittend Wort darf mich herbeiverlangen;  
ich fühlte nur, daß ich mich selbst verliere,  
von Fäden losgerissen, die sich nie  
mehr knüpfen, und ein Rückwärtschauender, käme  
ich widerwillig an. Des Mordes wirst  
du angeklagt an meinem höchsten Werk,  
wenn deine Hand die Hand mir streicheln wollte,  
die schaffende . . . Drum überlaß mich mir!  
Nichts frage mich — ich will nicht Antwort geben;  
doch Antwort gib, bevor ich noch gefragt.  
Nicht spüren laß mich, ruht dein Blick auf mir;  
doch sieh nicht weg — ich fühle mich verwaist!  
Verwaist — begreiffst du meinen Flug nicht gleich;  
begreiffst du ihn, beargwöhn ich das Wie.  
Verbirg den Meißel, wenn mein Denken brachliegt  
und sich in Kleinmut, Neid und Scham verzehrt;  
doch laß ihn mit des Stahls Erraten schnellen,  
durchzieht die Faust des Schöpferdrangs Magnet!  
Wie schaffst du einem Unzufriedenen Frieden!  
Ehrst du mein Werk, so bin ich bang um Liebe;  
und liebst du mich, um Ehrung meines Werks.  
Und tust du beides, ehrst und liebst du doch  
nur was du siehst! Doch gerade was ich nicht  
geschaffen, aber schaffen könnte — nein,  
was zu gestalten ich nicht fähig wäre,  
weil über Erdenmaß hinaus gedacht —  
ist meines Lebens Leben, das voll Zweifel  
und Eifersucht nach deinem Blick vergeht.  
Drum schweige nicht, wenn ich mich selbst verdamme,

und warte nicht, bis ich mich selber lobe!  
Auch weine nicht, ist der Gereizte hart!  
Ich wüte wohl, du dächtest nur dein Ich  
und sähest nicht, wie ich mit mir zerfallen;  
doch kann ich mich vom Vorwurf deiner Augen  
der trüben, nicht befreien und sterbe hin  
zum Bilde willenloser Menschentrauer.  
Ich bin des Unglücks feingestimmte Harfe:  
All, was da seufzt, entläßt des eigenen Grams  
auf alten Saiten angehäufte Spannung —  
Den meisten Grund hat der, der nicht mehr weiß,  
warum er weint . . .

So — muß ich fürchten — treibt  
dich meine Trübsal, die vergebens du  
zu lindern dich bemüht, zuletzt hinweg  
in meiner Nöte höchstem Augenblick.  
Denn wer sich selber hassenswürdig ist  
— weltfeind, weil er gehaßt sich glauben muß —  
braucht eine Stimme, die ihm widerspricht,  
den Dolch der Selbstvernichtung ihm entwindet —  
Um was ist sonst das Ringen all gewesen,  
erwarb es mir nicht einer Seele Gunst! . . .

Und zwingst du mich, mein Unglück denn zu segnen,  
selbst Torrigianis Hammer zu verzeihn  
— weil du die Leiden, die ich in den Stein  
geprägt, anbetest und zur Krone flichsst  
für meine Stirn — so muß ich mein zerrißnes  
Gemüt als eine Wunderquelle hüten,  
mit der ich dich unlöslich an mich zaubre,

im sonnenvollen Kreise deiner Liebe  
umtauscht von jener großen Wüstenstille,  
in der die Steine singen, in geborstnem  
Verfall erklingt die Melodie des Friedens . . .



### Das Sakramentshäuschen

des

Adam Krafft

Mit der Schmerzenslast des Werkes auf dem  
Rücken,  
kauerst du am Boden, machst dich selbst zum  
Sodel  
des gewaltigen Turmes, daß dein Werk,  
sich auf dir erhebend, nicht den Erdenstaub  
berührt.

Doch der Stein erdrückt dich nicht. Der Berg  
des Menschenleides,  
die Passion des Gottes türmt sich himmelhoch  
auf deinen Schultern —  
und zermalmt dich nicht! Du hast die Felsennadel,  
die ans hemmende Gewölbe stößt,  
aufgelöst in Laub und Licht und eine Engels-  
wendelstiege;  
und die bunte Edelsteineglut der Kirchenfenster  
funkelt durch das lustige Gehäuse;

und wenn draußen vor dem Chor die Schwalben  
jagen,  
fliegt ihr Schatten in dem Bögen- und Fialen-  
walde aus und ein —  
In Spiralen schwebt die Schöpfung auf zur  
Himmelsburg,  
heiligenbesetzte Wolkenpfade . . .

Und du brichst nicht unter deinem Werke,  
wie ein Dämon unter aufgewälztem Berg, zu-  
sammen —  
Leicht steht dir und licht die Pyramide  
deines Lebens,  
deren Mitte Gott bewohnt,  
als ein Flügel auf den seligen Schultern.



---

## Kriegsdichtungen

### Das Vaterland

Trauer darf nicht trauern; Liebe darf nicht lieben;  
Mütter dürfen nicht mehr Mütter sein.

Vaterland allein,

Vaterland allein

soll auf unserer Fahne stehn geschrieben.

Schöpfer darf nicht schaffen — muß sein Wert  
zerstören.

Niemand darf mehr dienem seinen Stern.

Keinem andern Herrn,

keinem andern Herrn

sollst du, als dem Vaterland, gehören.

Blut zur Blut des Volkes . . . Ausgelöscht dein  
Name.

In die Lüfte fährt die Flamme steil.

Alle nur ein Teil,

alle nur ein Teil —

aufgegangen in der großen Flamme.

Darfst nicht für dich sterben; mußt zu Glanz  
zerfliegen

Aberm Vaterland — du bist nicht dein.

Friede darf nicht sein,

Friede darf nicht sein,

bis wir mit dem Licht die Welt besiegen.



## Christus

Aber die Blutwogen der Welt  
schwankte das kleine Schiff, das den Heiland trug  
in weißem Gewand . . .  
Tausend krallende Hände umkämpften den Bord .  
„Der du den Frieden gelehrt . . . Der Feinde  
sich lieben hieß,  
— warum rettetest du nicht?!“

Da schlugen Wogenberge über die schwache  
Pflanze,  
und die entschwindende Stimme rief:  
„Der Hoherhabene über seinen Sohn,  
der Vater, kommet — im Krieg!“  
. . . .  
In roten Fluten sank ein weißer Wimpel . . .



## Der Kaiser

Auf einmal Schweigen über der Welt . . .  
Mit angehaltenem Atem ringsumher  
Die Völker . . . Die Bahnen, die Tag und Nacht  
rollten, rollen nicht mehr.

Wie von der Erde eingeschluckt, verschwand  
Das große Heer . . . Von unsichtbaren Waffen  
starrt das Land . . .

— Der Kaiser reitet ins Feld.

Die Tage gehn auf; das Mondlicht fällt . . .  
Vereinsamt plätschert der glatte, dampferlose  
Rhein . . .

Alle Augen wandern zum andern Ufer, ob drüben  
nicht Flammenschein

Aufgrellet; alle Ohren warten auf das Donner-  
rollen

Ferner Kanonen; alle Herzen beben hochge-  
schwollen . . .

— Der Kaiser reitet ins Feld.

Der Würfel fällt.

Weit in die Steppe vertrock sich schon der schuldige  
Zar . . .

Die Lügentabel sind zerschnitten . . . Der bri-  
tische Barbar

Sucht Schutz bei seinen Henkern . . . Es beten für  
uns die Moscheen

Im Morgenland . . . Geheimnisvolle Weisfa-  
gungen von Reichen, die kommen, und  
Reichen, die gehen.

— Der Kaiser reitet ins Feld.

Der Stellvertreter Gottes schied aus der Welt;  
Aushauchte der Papst. Nun ist auf der Erde  
niemand mehr,

Das Banner des Herren zu tragen, als das heilige  
Heer,  
Das gegen Horden von ruchlosen Völkern ficht;  
Und wir haben keinen andern Bundesgenossen als  
Gott; sein ist das Gericht!  
— Der Kaiser reitet ins Feld.



### Der Ritt von Lagarde

Es tönen die Straßen unter Getrappel und Hufeschlag.  
Jaumzeugklang, Gekirre der Säbel und knarrende Sättel —  
da ist weder Nacht noch Tag.  
Schwadron an Schwadron, Patrouillen, Trupp hinter Trupp,  
Wie Bäche die Schneisen herunter auf Brücken und Straßen,  
durch Kornfelderwogen und Heidestrupp.  
Die Wimpel der Lanzen in flatterndem Trab  
Die Hügel hinauf und drüben hinab  
— Kein Feind!  
Sie reiten neben rauschenden Wassern im Thal,  
Wenn das Mondlicht scheint.  
Im Galopp durch knackende Wälder die Hänge hinauf und  
die Höhn  
— Kein Feind zu sehn!  
Doch der Feind ist da.  
Kugeln am Helmrand vorbei — weiß keiner, woher.  
Von ferne? Von nah?  
Der erste Speer

Aus der Hand geschossen . . .  
 Der Staubvulkan der Granaten spricht auf vor steigenden  
     Rossen.  
 Aber das Land liegt leer . . .  
 Und die Schwadronen schwenken und biegen und  
     winden  
 Sich durchs Gelände, die Lanze zum Stoß  
 Gegen das Unsichtbare, das sie nicht finden . . .  
 Es wiehert kein Roß . . .  
 Die Lieder verstummen . . . Die Vorhut tastet . . . prallt  
 Zurück . . . Halt!  
 Bewegte sich dort nicht der Wald?  
 Die Zadenwand lebt! Wie Sturmwolken jagen Kolonnen  
     über die Höhn  
 — Sie haben alle den Feind gesehen,  
 Hurra!  
 Sie haben ihn vor der Klinge — die Stunde des Glücks  
     ist da!  
 Und klirrende Reitermassen, wie sich die Springflut hebt,  
 Hinflegend in Waffengeblitz und Gewölke von Staub, daß  
     die Erde im Grund erbebt . . .  
 Blutrote Rüstern und flammende Mähnen, die Speere  
     gestemmt und die Säbel geschwungen,  
 Steigende Rosse und blutige Stirnen, Trompeten und Sänge,  
     von donnernden Schlünden gesungen . . .  
 Ausholende Arme und niedersaufender Streich . . .  
 Ueberrannte Leiber . . . Mit flehenden Händen und wahn-  
     sinnbleich  
 Die Gestürzten . . . Drüber, darüber! . . . Wir oder sie!  
 Nieder den Feind, der Deutschlands Schild bespie!

Nieder, ihr Säbel, auf Haupt und Helm!  
 Dem Schelm  
 Das Eisen ins Kreuz, der uns den Frieden geraubt!  
 Nieder, ihr Säbel, auf Helm und Haupt,  
 Das zu verstümmeln  
 Uns Weib und Kinder sann und unter Deutschlands Himmeln  
 Für schwarze Teufel aufschlagen wollte das Zelt!  
 Die Lanze in das schwarze Herz, das Feld,  
 Flur, Hof und Haus  
 Uns niedersengen wollte! . . . Ihr Rosse, greift aus,  
 Überrennt, zerstampft sie und schnaubt sie zu Fall,  
 Die euch Hafer und Weide zerstampfen gewollt und das  
     lockige Füllen verbrennen im Stall!  
 Hagelt, ihr Säbel, und haut  
 In die Reihen, die im Schlaf überfallen wollten weißhaarige  
     Mütter und die träumende Braut!  
 Staut einen Wall, Kameraden! Schließt euch zur eisernen  
     Wand!  
 Hinter uns, wie eine Kirche, liege das deutsche Land  
 Im Bezirke des Friedens, den wir ziehn . . .  
 Mit unsern Leibern und Leichen ummauern wir ihn . . .  
 Und der Wall rückt vor.  
 Die Schatten der Gefallenen schreiten mit in den Lücken.  
 Zu Stücken  
 Die raderschießen Batterien,  
 Bis der Donner verstummt aus dem letzten Rohr!  
 Durch Qualm und Blut,  
 Ulanen, Dragoner, Husaren, ihnen nach wie verschlingende  
     Flut!  
 Kürassiere, von drüben über sie her,

Wie landungsgreifendes Meer!  
 Säbelgetrach . . .  
 Geprassel der Trommeln . . . Kanonen, über den Wald noch  
 schleudert den Tod ihnen nach! —  
 . . . Es bläst zum Sammeln . . . Ein Todesritt!  
 Wie viele, wie viele der Mutigen decken den Rasen!  
 Stumm reiten die Sieger . . . Aber der Herdenschritt  
 Der Gefangenen endet nicht auf den Sommerstraßen.  
 Eichlaub in die Mähne geflochten,  
 Längelnd gehn die schweißbeschäumten Pferde . . .  
 In fernem Frieden liegt die deutsche Erde . . .  
 Da läuten die Glocken der Kirchen: Der Sieg ist erfochten!



### Die Mütter

Die Mütter, die längst in der Erde ruhn,  
 müssen noch einmal die Arme aufstun:  
 Die Gefallenen all, die braven,  
 . . kommen ans Mutterherz schlafen.  
 Oben drüber gehen die Wogen  
 der Schlacht . . . Die Stirnen zusammengebogen,  
 betten sich Mutter und Kind . . .  
 Ihre Hände versflochten sind.  
 Der Knabe die Kugel im Herzen,  
 die Mütter die Schwerter der Schmerzen  
 in der Brust . . . Sieg flattert in Lüften . . .  
 — Leid atmet in Gräften . . .

## Aus den Schützengräben

### Die Brüder

Der Mensch ist untergegangen in dem großen  
Heer;  
Das Heer in der Erde verschwunden . . . In die  
Weite wiegt sich das Meer  
Der nächtlichen Waldesketten . . . Verlorene Lüfte  
gehn  
Zwischen Heimat und Feindesland, begegnen sich  
und verwehn . . .  
Und Patrouillen erheben sich aus den Gräben  
wie Geister aus dem Grab;  
Einen Augenblick zeichnet ein Helm sich schwarz  
vor dem Nachthimmel ab.  
Dann verschwindet der flüsternde Trupp im  
stürmischen Wald . . .  
Es saust nur der Wind in den Kronen und Anruf  
im Dunkel hallt.  
Patrouillen begegnen Patrouillen und stapfen  
wie Schatten aneinander vorbei —  
Und einer erkennt, an der Stimme im Dunkel,  
seinen Bruder, und wie erstickter Schrei  
Flüstert's im Vorübergehn:  
„Wilhelm“ . . . „Heinrich“ . . . „Mutter schrieb  
heute“ . . . „Grüße“ . . . „Wiedersehn!“



Und nach beiden Richtungen in der Dunkelheit  
Verschwunden . . . Aufstrahlen die Waldstraßen,  
weit  
Von einer Leuchtkugelgarbe erhellt.  
Wieder versunken in Nacht . . . Vorpostenschüsse  
. . . Schweigen der feindlichen Welt.

### Die Ablösung

Wir liegen verschneit in den Gräben wie die ver-  
schneiten Schollen,  
Unwissende Spiegel der Tage und Nächte, die an  
uns vorüberrollen,  
In den vordersten Gräben, abgeschnitten von der  
Hilfe der Welt,  
Vor den Büchsenläufen der Feinde, die herziehen  
über das ebene Feld.  
Unsere Brust, wie der aufgeworfene Erdwall,  
nur eine Wehr;  
Unser Sterbeschrei nur ein Signal für das Heer  
Hinter uns. Wir sind nur Fühler und Nerven-  
strang,  
Darauf das brennende Dorf in der Nacht und die  
Leuchtpistolen ihren Sang  
Spielen, jedes geflüsterte Wort, im Vorgelände  
erlauscht,  
Jeder Schritt, der in den Sappengängen vor uns  
rauscht.

Bis die Stunde der Ablösung naht, wo plötzlich  
aus nebelnder Nacht  
Der Unbekannte uns anrührt, der für uns weiter-  
wacht.  
Und wir reichen dem Kameraden, den wir nicht  
sehn,  
Durch den Nebel die Hand, nehmen das Gewehr  
und wollen gehn  
— Da legt uns die Kugel, ehe wir unsern Stand  
Verlassen, zu den beschneiten Schollen über den  
Grabenrand . . .



### Während der Schlacht

Das sind die Tage, wo wir beten lernen:  
Hinterm Nebel die Welt . . . Hinter nebelver-  
hangenen Fernen  
Zwei Riesenheere im Vernichtungskampf,  
Wie Urweltmächte, die aus dem Dampf  
Des brodelnden Chaos sich zum Lichte ringen  
— Und wir hören keinen Laut aus der Weite  
dringen . . .  
Von Qualm und Rauch verbunkelt scheint die  
Welt;  
Doch warum donnert kein Kanonenschall  
Als lägen Roß und Reiter schon erschlagen im  
Feld!

Kein Hurra, kein Alarmsignal,  
Kein rasender Kurier, der jubelnd die Fahne  
  schwingt!  
Der Nebeltag kommt, der Abend sinkt  
Mit einer blutigen Binde um das Haupt . . .  
Verwundete tauchen an Krüden und wegbestaubt  
Aus undurchdringlichem Grau. Ein Heer von  
  Schatten kommt ins Land gedrängt.  
Vorangesprengt  
Rosse mit ledigen Sätteln und blutigen Mähnen  
  . . . Die Gloden  
Der Feinde frohlocken  
Und künden die Lüge von unfrem vernichteten  
  Heer;  
Deutschland — nicht mehr,  
Als ein Haufen voll Leichen!  
. . . Dann aufrecht stehn und auch in diesem  
  Kampf nicht weichen,  
Der sich entscheidet in den Sternen.  
. . .  
Das sind die Tage, wo wir beten lernen.



### Die Sieger

Nun ringt ihr wie sich die Alpentanne biegt,  
gejagte Wolken schwarz über den Himmel  
flammen,  
gepeitscht bis zum Schäumen, und stürzt zu-  
sammen:  
Nicht anders siegen, als alles Lebendige siegt!

Nun ringt ihr erst, wie jener rang  
im Dunkel der Wüste, Hüfte an Hüfte  
mit dem Engel des Herrn, mit euch und dem  
Weltensturm, am Abhang der Gräfte,  
und hört in Wurzeln und Wipfeln den Urgefang

des alten Kampfs, dessen Blick das All durchgrelt,  
und werft den Siegesmantel in die Winde,  
seid nur wie Meer und Feuer, Sturmwolken,  
Mond, Gesinde  
des Gottes, der die Wage des Lebens hält.

---

## Lyrische Dichtungen

### Du schöner Lärm des Lebens

Du schöner Lärm des Lebens —  
dich hör ich wieder!  
Auf gepflasterten Straßen das Getrappel  
sich eilig überholender Menschenfüße;  
die Ketten der Ufertrahnen rasseln;  
und sich kreuzende Bahnzüge rasen donnernd  
vorüber,  
feurig gespiegelt im Strom . . .

Ich lebte auf Hochlandheiden,  
wo trübsichgraue Wolken  
über den Lannenbänken der Friedhöfe schweben;  
und ungestört die Toten sich erheben,  
auf Lavablöcken im Kreis  
sich wärmend — im nebligen Licht . . .

Jetzt aber flieht das Gespenst.  
Von Wetterscheinen der Arbeit  
ist das Gewölk überflammt,  
und die Drachenhälse der Schornsteine  
schießen zum Himmel zischend aus Bergwert-  
tiefen herauf.

Siebenmal rollen die Lotfensböller zurück aus den  
Seitentälern der Berge,  
und die Rammhämmer der Brückenbauer,  
die Pfeiler stampfen in den Strom,  
pochen Tag und Nacht;  
das Luftschiff aber zieht mit seinem Spiegelbild  
in rosigen Fluten  
seiden dahin,  
und aus einem wandelnden Wald von erhobenen  
Armen  
mitwälzt sich beide Ufer entlang —  
die Hymne der Welt . . .

Oh, wie lang war ich einsam,  
nach Menschen hungernd;  
ein ferne bellender Hund, eines Fuhrmanns Licht  
in der Nacht, eine raschelnde Hecke war Leben!  
Ungelesen mitflute ich nun  
im tausendköpfig wogenden Straßenstrom;  
und mitten in Lärmen und Tosen  
klingt schon ein waldeinsames Schmiedehämmern  
ganz fein und fern,  
wie eine Flamme singt,  
weiter und weiter lodend, an mein Ohr.



### Im Weltgesang

O, Dunstgestade am Himmelsrand . . .  
Ihr sammetschwarzen Inselfchatten  
der Wälder im zerfließenden Land . . .  
Wie sich nun Turm und Tale gatten  
zu einem Klang!

Ein dunkler Körper die ganze Welt . . .  
Aufrauscht als Stimme aller Dinge  
der Wind . . . Was alle Atmenden schwellt,  
spannt auf der Riesenwolke Schwingen  
sich himmelentlang.

Auch ich entflohen schon in den Raum,  
ich fühle kaum mich selbst mir bleiben.  
Der Geisterheerstrom schleiert von Saum  
zu Saum, bis alle mit ihm treiben  
im Weltgesang.



### Die Wege

O, all ihr Wege, ihr vielen,  
die über die Länder spielen!  
Ihr Zeiger nach tausend Zielen!

„Du suchender Wanderer! Es schweifen  
die Sterne, die Bahnen schleifen.  
Rein Mensch wird Gott begreifen.“

Ich gehe, gehe, gehe!  
Daß Wege sind, ist mein Wehe;  
und daß ich ernte, statt säe.

„Gott wirft das Korn . . . Durchflogen  
hast du das Licht! . . . In die Wogen  
gehen alle Wege, die zogen . . .“



### Nach dem Tod

„Ich will meine Mutter sehn, noch einmal sehn!“  
— Da deckte mir der Tod ihr Antlitz auf . . .

Wie? Eine Krone hatte sie,  
und ich sah es nie?

Sie trug einen goldnen Kronenreif im Haar?

— „Weißt du nicht, daß deine Mutter eine  
Königin war?“

— Zu ihren Füßen liege ich  
und fasse mich ins Haar:

Warum, warum hab ich nie gesehn,  
daß meine Mutter eine Königin war!

— Zu ihren Füßen weine, weine ich . . .





### Im Menschenstrom

Da sah ich die Menge, verloren im Labyrinth  
der Riesenstadt, sich wie einen Heerwurm schieben;  
Gesichter wogen, auf denen die Angst geschrieben,  
und die doch lächeln und schön im Schmerze sind.

Begegnen . . . Knixendes Vorüberwinden . . .  
Ein Freundlichkeitenfagen mit Grübchenwangens ..  
Umdrehn im Plaudern . . . Und immer dazwischen  
das Bangen  
der flackernden Augen, den Ausgang wiederzu-  
finden.

O, Überschütten mit Worten, Sichkreuzen der  
Gespräche,  
die das wunde Hirn herüber- hinüber zerran . . .  
Ein Liebesblick, ein Traumlaut — da versperren  
Gesichter Gesichte; und weiter wirbelt der Tanz  
der Oberfläche.

Und jeder möchte die Flucht der fiebernden Blicke,  
die Blässe der Angesichte, die feuchte Röthe  
der Lippen vergessen und fühlt nur seine Röthe  
über die Reden hinweg und Händedrücke.

Und hört gemartert rufen die Stimme der Seelen,  
die draußen vor den Wällen zurückgelassen  
trauern rings um den Irrgarten dieser Gassen  
und zittern, Glück und Dasein zu verfehlen.

Nicht einem ist die Sehnsucht ganz verglommen,  
in Weite aufzuatmen, sich hinauszuretten  
in Waldesfülle, mit der Seele zu verketten  
sich wieder, mit der Fülle des Weltraums selig  
verschwommen.

Und die zu entfliehn der Einsamkeit und Leere  
— ein flüchtiger Aufglanz selber — sich gewöhnen,  
zu schaukeln in diesen Wogen, sah ich am meisten  
stöhnen,  
wie abgeschlagne Häupter treiben auf dem Meere.



### Der Blütenbaum

Von dem breiten Blütenbaum der Sterne,  
der bis auf die Erde hängt,  
glitzernd überwölbt ist alle Ferne.

Schlafversenkt,  
ruht die Nacht unter dem Welkenbaume  
und die Schöpfung — dicht darumgedrängt . . .

In der Wurzel singt die Quelle ihren Silberfang  
im Raume . . .



### Nachtwind

Es summt nur der Wind . . .  
Der Wind summt immer,  
wenn die andern schlafen gegangen sind  
und nur noch hell ist das eine Zimmer . . .  
Eine Stirne finnt  
über Büchertiefen;  
und die Stunde verrinnt . . . verrinnt  
über denen, die sinnen und denen, die schliefen ..  
Und draußen im Dunkel murmelt der Wind . . .



### Der Kranz

Ich stand, Girlanden über den Armen, noch vor  
dem Hause,  
das ich in schwebenden Bögen betränzen wollte;  
Spielleute stimmten eben die Klarinetten,  
aufzuspielen in blauer Windenlaube.

. . . .  
Da kamen schwarzverhangen und langsam die  
Straße heraufgeschritten  
die Koffe mit dem kreuzüberschwankten Wagen  
und führten den Sarg meiner Freude schon ins  
Tor . . .

Und ich hatte meinen Kranz noch nicht aufge-  
hängen!



## Verlassenheit

Wie Särge stehen auf dem Rand der Ferne  
die schwarzen Wäldersehen . . .  
In eine weite, ausgestorbene Straße  
hinunter leuchtet der verflorte Mond . . .  
Zwei Totenkäuze geben sich  
über die leere Ebene der Welt hinüber  
traurige Antwort . . .

Und dennoch scheint ein Mond in diesen Raum!



## Blut

Ich wanderte, wanderte immerzu.  
Es sprach mein Blut: Was wanderst du?

Ich lauschte auf und merkte bald:  
Es sprach mein Blut mit Welt und Wald.

Sie kannten sich. Und hin und her:  
„Grüß Gott! Wie, kennst du mich nicht mehr?“

„So sehen wir uns wieder“ rief  
der Fels. Die Wolke droben rief:

„Auch ich bin Blut.“ Es rief „Auch ich“  
der Grashalm. „Denkst du noch an mich?“

„Wie lange war'n wir nicht zusammen,  
die aus demselben Schoße stammen“

rief eine Welle in der Flut.

„Wie ging's dir, Zwillingstropfen Blut?“

fragte der Wind. „Man kreist, man kreist“  
sagte das Blut — „Du weißt, du weißt“.

Es fragte aus dem Grund der Erden:

„Wann wir wohl wieder Eines werden?“



### Leben wirft sich goldne Bälle zu

Leben wirft sich goldne Bälle zu . . .  
Eimer steigen auf und nieder . . . Ebben,  
Fluten um die Marmortreppen  
des Gestades, wo mit goldnem Schuh  
die Erldösten aus den Fluten steigen.

Mit den Urwaldstämmen, lindwurmhaft  
hingestreckt, verbleichst du — doch aufs neue  
mit den Knospen in die Bläue  
steigst du auf dem Frühlingsmeer von Saft.  
Hoch bis an die Wolken schäumt die Erde.

Gleitest wieder mit ins Wogental  
nieder, steigt wie eine Waldesstufe  
aus dem Tode . . . Von Schaluppe  
zu Schaluppe fliegt das Flaggsignal,  
segelst mit der großen Sonnenflotte!

O, du Silberbrunn des Weltenraums,  
überflutend aus der blauen Schale  
in die offenen Potale  
unserer Hände! Des kristallinen Schaums  
schöpfen wir und schenken ohne Ende.

Wer blieb fern in Einsamkeit! Musik  
ward die stumme Sprache seiner Seele.  
Wipfeltrauschen lieb die Kehle  
seinem Sehnen . . . Blauer Blumenblick,  
Feuerteppiche des Waldesinnern,

eines Silbertrautes wolliger Flaum,  
der bewegte Gang der Waldeswiese  
singen seiner Paradiese  
keinem Menschenwort vertrauten Traum  
in den großen Chor, in dem wir brausen.



### Die Totenvögel

Ein Totenvogel kommt aus der Wüste geflogen,  
ein Totenvogel fliegt in die Wüste hinein.

Ein schwarzer Wimpel liegt durch den Vollmond  
gezogen . . .

Die Vögel kommen wieder — jeder allein.

Sich wieder ferne, dahin und dorthin ans Ende  
durchmessen Schattenschwingen die nächtliche  
Welt —

Wie Eisluft kommt es an: Sie sind auf der Wende,  
und wieder im Mond sich begegnend vorüber-  
geschneilt.

Zwei liebten sich — der Jahre sind tausend und  
tausend —

Sie fanden sich nicht. — Das All ist lange leer.  
Nur ihre Totenvögel fliegen tausend  
und immer suchend noch im Raum umher.



### In der Dämmerung

Der Grille Saite schwirrt . . .

Dein Auge — sonderbar! —

sieht zu, wie grauend wird,  
was Klarheit war.

So wirfst auch du dereinst  
herzklopfend angeschaut;  
nicht deinen Liebsten scheinst  
du mehr vertraut.

Und merkst es selber nicht,  
Seele, die hier versinkt,  
doch nur von Licht zu Licht  
weltüber dringt.



### Die Wüste

Eritt leis, tritt leis . . .  
Die Hügelwellen, die der Mond bescheint  
so grün wie Eis,  
sind schwarzes Gräberland.  
— — — — Auf Welten, unbeweint  
und unbekannt,  
auf Totenwüsten geht dein Schuh.  
Sie alle waren einst wie du . . .  
Noch stürmt am Horizont mit rotem Flammen-  
brand  
die Jugend neuen Göttern zu — — —  
Doch sammelt sich nur Sand zu Sand.





### Seliges Versäumen

Mich befiel der Ekel an der Tat,  
daß man etwas tun muß, um zu gelten —  
Arbeit, welche für den Gang der Welten  
nicht soviel ist, wie ein windverwehtes Blatt.

Daß man durch die Kraft der Träume,  
durch das glühend warme Blut  
nicht, indem man ist und ruht,  
Leben ausstrahlt in die Räume  
wie der Sonne stille Glut.

Wieviel besser sind die Bäume,  
welche stumm verweilend stehen  
und in seligem Versäumen  
schlummernd, sich ins Weltall säen!

Warum zeigen? Warum blenden  
mit den kunstvoll-armen Dingen,  
welche nur die Kraft verschwenden,  
nimmermehr nach außen wenden  
gleich entschlüpften Schmetterlingen  
das verborgene Vollenden?

Meer, darin die Inseln liegen,  
die uns Kontinente gelten,  
atmest — sie vergehen,  
atmest — sie entstehen;  
brauchst nur dazuliegen:  
Gott ist dir entstiegen  
und auf deinem Atem wiegen sich die Welten.

### Keine Nacht

Den kleinen Mond beflügelt  
ein Silberwölkchenpaar:  
Ein fliegend Engeltöpfchen  
am Himmel blau und klar.

Es stehen lauter Wiegen  
dadrunten auf der Welt:  
Kind neben Kind, das wachend  
die Augen offen hält.

Sie wissen nichts von gestern  
und auch von morgen nichts  
und spiegeln sich im Frieden  
des Engelsangeichts.



### Die Wunderspiegel

Goldgepanzert auf dem Rappen  
ritt ich durch den Märchenwald,  
an dem Zügel meinen Knappen  
in der Liebsten Feengestalt.

Meines Belters Goldgebüge  
zierten Zauberspieglein rings,  
immer Fee und Stammgefüge  
um mich zaubernd rechts und links.

Wo ich ritt und wo ich weilte —  
um mich tief-geheimer Wald.  
Was ich tat und träumte, teilte  
neben mir die Feengestalt —

Aufrecht einft im Sattel fihen  
wird mein Leichnam — Schritt für Schritt  
geht das Tier. Die Spieglein blihen,  
und die Wälder wandeln mit.



### Mainacht

Durch den dünnen Flor der Tannenreihe  
steigt die blutige Mondensichel . . .  
Eines Blütenbaums schneeweiße Kuppe  
leuchtet noch von einem Tal empor . . .

Vor dem Buchenwedel, der im Winde fchaukelt,  
galoppiert das Reh vom Farrenhang  
dumpf durchs Waldgeröll hinunter . . .

Lang noch fchredt es aus der Tiefe,  
wo im Schnitt der fchlafenden Berge  
eine Scherbe glihert von dem großen Strom . . .

. . . .  
Und die Eule ruft vom andern Ufer.



### Lied der Sehnsucht

Das Feuer summt, der Kessel singt,  
die Funken trommeln leis im Rohr;  
die Lampe scheint; der Pendel schwingt;  
Heimwohnsamkeit schließt ab mit sichrem Tor;  
Nur du, mein Herz,  
mein Herz, wohin verlor  
sich noch dein selig Suchen!

Der Nebel tropft, verwunschen bleicht  
die Welt aus dem Spiegel der Nacht heraus,  
und eine silberne Brücke reicht  
vom Land zu fernen Grenzen hoch hinauf.  
Dort weit, mein Herz,  
jenseits, mein Herz, vielleicht  
erfliegst du Traumgestade.

Was trieb dich aus der Welt zur Flucht?  
Auch drüben gänzlich lebst du nicht,  
geboren für zwei Reiche, suchst  
dein Flügel drüberher das Gleichgewicht.  
Komm heim, mein Herz!  
Mein Herz, o findest du nicht  
den Heimweg zum Genügen?



### Am Wege

Ich bin ein Kelch an staubigen Wegen;  
die Nacht erst trägt mir Tau herzu.  
Des Silbers in mein Krüglein legen! —  
O, klar geschlürften Atems Ruh!  
Es leuchten Regenbogenfunken,  
der Erde Widerspiel daren.  
Und hat der Tag sie fortgetrunken —  
Mein Gott, ich will geduldig sein!



### Ins Auge der Ewigkeit

Ich habe Freunde, die wie die Sonne sind;  
und Freunde, drückend wie das Dunkel . . .  
Wenn ich mit den Sonnigen will lachen,  
denk ich der Weinenden mit schlechtem Gewissen.

An der Bahre der teuren Toten umhalft mich  
Leidenschaft küßend;  
Zeugende fassen sich in den Flammen des Welt-  
brands.

Ich habe ein trauriges Auge und ein heitres be-  
kommen,  
lächeln gelernt mit umflorten Wimpern.

Dennoch laßt mich, ihr Freunde!  
Barbarisch ist die Liebe,  
und mit Tigertagen liebtoft das Leid  
— Ins Auge der Ewigkeit, das unbewegte, ver-  
langt mich zu schauen.

---

## Inhalt

	Seite
Einführung. Von Hanns Heinr. Vormann	3

### Prosastücke

Müller Heibel . . . . .	11
Amtstag . . . . .	31
Das Glöckchen . . . . .	36
Der Venusberg . . . . .	40
Die schwarze Glode . . . . .	52

### Balladen

Die Freifrau von Stein . . . . .	68
In den Zwölften . . . . .	70
Die drei Raben . . . . .	72
Die Geraubte . . . . .	74
Erlöser . . . . .	75
Beda . . . . .	77
Margareta von Norwegen . . . . .	80
Douglas der Verlierer . . . . .	84
Der Vogel Liebe . . . . .	87
Bismarck . . . . .	88
Michelangelo . . . . .	90
Das Sacramentshäuschen des Adam Krafft	94

### Kriegsdichtungen

Das Vaterland . . . . .	96
Christus . . . . .	97

	Seite
Der Kaiser . . . . .	97
Der Ritt von Lagarde . . . . .	99
Die Mütter . . . . .	102
Aus den Schützengräben . . . . .	103
Während der Schlacht . . . . .	105
Die Sieger . . . . .	107

### Lyrische Dichtungen

Du schöner Lärm des Lebens . . . . .	108
Im Weltgefängnis . . . . .	110
Die Wege . . . . .	110
Nach dem Tod . . . . .	111
Im Menschenstrom . . . . .	112
Der Blütenbaum . . . . .	113
Nachtwind . . . . .	114
Der Kranz . . . . .	114
Verlassenheit . . . . .	115
Blut . . . . .	115
Leben wirft sich goldne Bälle zu . . . . .	116
Die Totenvögel . . . . .	118
In der Dämmerung . . . . .	118
Die Wüste . . . . .	119
Seliges Verträumen . . . . .	120
Keine Nacht . . . . .	121
Die Wunderspiegel . . . . .	121
Mainacht . . . . .	122
Lied der Sehnsucht . . . . .	123
Am Wege . . . . .	124
Ins Auge der Ewigkeit . . . . .	124



Von **Leo Sternberg** sind in **S. Behrs**  
Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin  
weiter erschienen:

### **Der Heldenring**

Balladen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

### **Im Weltgesang**

Dichtungen. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20

### **Der Venusberg**

Rheinische Geschichten.

Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20

### **Gott hämmert ein Volk**

Kriegsdichtungen. Kart. M. 2.—

### **Küsten**

Gedichte. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

### **Fahnen**

Gedichte. 2. Aufl. Geh. M. 1.50, geb. M. 3.—

Außerdem sind erschienen:

Bündnisse. Novellen (A. Junker, Berlin) -  
Neue Gedichte (Cotta, Stuttgart) - Limburg  
als Kunststätte. 3. Auflage (A. Bagel, Düsseldorf) - Der Westerwald (ebenda) - Die Nassauische Literatur (S. Staadt, Wiesbaden)







